Der

# Philosoph für die Welt.

Herausgegeben

von

J. J. Engel.

Zweyter Theil.

Leipzig 1777.

Zu finden in der Dyckischen Buchhandlung.

# Inhalt.

Vierzehntes Stück: Traum des Galilei. S. 1.
Funfzehntes Stück: Das Weyhnachtgeschenk. 18
Sechszehntes Stück: Der Habicht. Ein Gespräch über die Einführung der Raubthiere in die Natur. 24
Siebzehntes Stück: Proben Rabbinischer Weisheit. Aus dem Talmud und dem Midrasch gezogen. 49
Achtzehntes Stück: An Herrn Z**. Von dem moralischen Nutzen der Dichtkunst. 65
Neunzehntes Stück: Elisabeth Hill. 80

Zwanzigstes Stück: Der arme Jakob, der genug hat. Aus einem amerikanischen Almanach. S. 89

Ein und zwanzigstes Stück: Briefe über Emilia Galotti; vierter Brief. 101

Zwey und zwanzigstes Stück: Von den verschiedenen Racen der Menschen; dem Herausgeber gütigst mitgetheilt von Herrn Professor Kant in Königsberg 125

Drey und zwanzigstes Stück: Die Wissenschaften; eine Allegorie nach dem Plato. 165

Vier und zwanzigstes Stück: Hylas und Phylonaus. Ein Gespräch über die Immaterialität der Seele. 172

Fünf und zwanzigstes Stück: Das Zaubermahl. 181

## Vierzehntes Stück.

# Traum des Galilei. *)

Galilei, der sich um die Wissenschaften so unsterblich verdient gemacht hatte, lebte jetzt in einem ruhigen und ruhmvollen Alter, zu Ar-

*) Galilei ward zweymal vor die Inquisition in Rom geladen, weil er das System des Kopernikus vertheidigte, das der heiligen Schrift entgegen schien. Das zweytemal saß er lange gefangen und in größter Ungewißheit wegen seines Schicksals; endlich gab man ihn unter der Bedingung frey, daß er nicht aus dem Herzogthume Florenz weichen sollte. Seine wichtigsten astronomischen Entdeckungen, die er theils allein, theils mit andern zugleich

cetri im Florentinischen. Er war bereits seines edelsten Sinnes beraubt, aber er freute sich dennoch des Frühlings; theils um der wiederkehrenden Nachtigall und der duftenden Blüthen willen, theils um der süßen Zurückerinnrung willen, die er an ehemalige Freuden hatte.

Einst, in seinem letzten Frühling, ließ er sich von **Viviani**, seinem jüngsten und dankbarsten

machte, sind diejenigen, deren in diesem Traume erwähnt wird. Er lebte nach seiner letzten Gefangenschaft auf seinem Landhause zu Arcetri, verlor sein Gesicht, und genoß in den letzten Jahren bis an seinen Tod der Gesellschaft des Viviani, der nachher sein Leben beschrieb und seinen Namen nie anders als mit dem Zusatze zu unterzeichnen pflegte: Schüler des Galilei. Mit diesen wenigen Anmerkungen wird in dem nachfolgenden Aufsatze hoffentlich nichts mehr dunkel seyn. Umständlichere Nachrichten findet man in Montucla Histoire des Mathematiques, Heumanns Actis Phil. und andern bekannten Büchern.

Schüler, in das Feld um Arcetri führen. Er merkte, daß er sich für seine Kräfte zu weit entfernte, und bat daher im Scherz seinen Führer, ihn nicht über das Gebiet von Florenz zu bringen. Du weißt, sagte er, was ich dem heiligen Gericht habe geloben müssen. — Viviani setzte ihn, zum Ausruhen, auf eine kleine Erhebung des Erdreichs nieder; und da er hier, den Blumen und Kräutern näher, gleichsam in einer Wolke von Wohlgeruch saß, erinnerte er sich der heißen Sehnsucht nach Freyheit, die ihn einst zu Rom, bey Annäherung des Frühlings, befallen hatte. Er wollte jetzt eben den letzten Tropfen Bitterkeit, der ihm noch übrig war, gegen seine grausamen Verfolger ausschütten, als er schnell wieder einhielt, und sich selbst mit den Worten bestrafte: Der Geist des Kopernikus möchte zürnen.

Viviani, der noch von dem Traum nicht wußte, auf den sich Galilei bezog, bat ihn um

Erläuterung dieser Worte. Aber der Greis, dem der Abend zu kühl und für seine kranken Nerven zu feucht ward, wollte erst zurückgeführt seyn, eh er sie gäbe.

Du weißt, fieng er dann nach einer kurzen Erholung an, wie hart mein Schicksal in Rom war, und wie lange sich meine Befreyung verzögerte. Als ich fand, daß auch die kräftigste Fürsprache meiner Beschützer, der Medicis, und selbst der Widerruf, zu dem ich mich herabließ, noch ohne Wirkung blieben, warf ich mich einst, voll feindseliger Betrachtungen über mein Schicksal und voll innrer Empörung gegen die Vorsehung, auf mein Lager nieder. — So weit du nur denken kannst, rief ich aus, wie untadelhaft ist dein Leben gewesen! Wie mühsam bist du, im Eifer für deinen Beruf, die Irrgänge einer falschen Weisheit durchwandert, um das Licht zu suchen, das du nicht finden konntest! Wie hast du alle Kraft deiner Seele dran gesetzt, um hindurch

zur Wahrheit zu brechen, und sie alle vor dir zu Boden zu kämpfen, die verjährten mächtigen Vorurtheile, die dir den Weg vertraten! Wie karg gegen dich selbst hast du oft die Tafel geflohn, nach der dich gelüstete, und den Becher, den du ausleeren wolltest, von deinen Lippen gezogen, um nicht träge zu den Arbeiten des Geistes zu werden! Wie hast du mit den Stunden des Schlafs gedarbt, um sie der Weisheit zu schenken! Wie oft, wenn alles um dich her in sorgloser Ruhe lag und den ermüdeten Leib zu neuen Wohllüsten stärkte; wie oft hast du vor Frost gezittert, um die Wunder des Firmaments zu betrachten! Oder in trüben umwölkten Nächten beym Schimmer der Lampe gewacht, um die Ehre der Gottheit zu verkündigen und die Welt zu erleuchten! — Elender! Und was ist nun die Frucht deiner Arbeit? Was für Gewinn hast du nun für alle Verherrlichung deines Schöpfers und alle Aufklärung der Menschheit? — Daß der

Gram über dein Schicksal die Säfte aus deinen Augen trocknet; daß sie dir täglich mehr absterben, diese treusten Gehülfen der Seele; daß nun bald diese Thränen, die du nicht halten kannst, ihr dürftiges Licht auf ewig vertilgen werden!

So sprach ich zu mir selbst, Viviani, und dann warf ich einen Blick voll Neids auf meine Verfolger. — Diese Unwürdigen, rief ich, die in geheimnißreiche Formeln ihren Aberwitz und in ehrwürdigs Gewand ihre Laster hüllen, die zur schnöden Ruhe für ihre Trägheit sich menschliche Lügen zu Aussprüchen Gottes heiligten, und den Weisen, der die Fackel der Wahrheit empor hält, wüthend zu Boden schlagen, daß nicht sein Licht sie in ihrem wohllüstigen Schlummer stöhre; diese Niederträchtigen, die nur thätig für ihre Lüste und das Verderben der Welt sind: wie lachen sie, in ihren Palästen, des Kummers! wie genießen sie, in unaufhörlichem Taumel, des Lebens!

wie haben sie dem Verdienste alles geraubt; auch das Heiligste seiner Güter, die Ehre! wie stürzt vor ihnen andächtig das Volk hin, das sie um die Frucht seiner Aecker betrügen, und sich Freudenmahle von dem Fett seiner Heerden und dem Most seiner Trauben bereiten! — Und du, Unglücklicher! der du nur Gott und deinem Berufe lebtest; der du nie in deiner Seele eine Leidenschaft aufkommen liessest, als die reinste und heiligste für die Wahrheit, der du, ein besserer Priester Gottes, seine Wunder im Weltsystem, seine Wunder im Wurm offenbartest; mußt du jetzt auch das Einzige missen, wornach du schmachtest? das Einzige, was selbst den Thieren des Waldes und den Vögeln des Himmels gegeben ist — Freyheit? Welches Auge wacht über die Schicksale der Menschen? Welche gerechte unpartheyische Hand theilt die Güter des Lebens aus? Den Unwürdigen läßt sie alles an sich reißen; dem Würdigen alles entziehen!

Ich klagte fort, bis ich einschlief; und als-bald kam es mir vor, als ob ein ehrwürdiger Greis an mein Lager träte. Er stand und betrachtete mich mit stillschweigendem Wohl-gefallen, indessen mein Auge voll Verwun-drung auf seiner denkenden Stirne und den silbernen Locken seines Haupthaars ruhte. — Galilei! sagte er endlich, was du jetzt leidest, das leidest du um Wahrheiten, die ich dich lehrte; und eben der Aberglaube, der dich verfolgt, würde auch mich verfolgen, hätte nicht der Tod mich in jene ewige Freyheit ge-rettet. — Du bist Kopernikus! rief ich, und schloß ihn, noch eh er mir antworten konnte, in meine Arme. — O sie sind süß, Viviani, die Verwandschaften des Bluts, die schon selbst die Natur stiftet; aber wie viel süßer noch sind Verwandschaften der Seele! Wie viel theurer und inniger, als selbst die Bande der Bruder-liebe, sind die Bande der Wahrheit! Mit wie seligen Vorgefühlen des erweiterten Wirkungs-

kreises, der erhöheten Seelenkraft, der freyen Mittheilung aller Schätze der Erkenntniß, eilt man dem Freund entgegen, der an der Hand der Weisheit hereintritt!

Siehe! sprach nach erwiederter Umarmung der Greis, ich habe diese Hülle zurückgenommen, die mich ehemals einschloß, und will dir schon itzt seyn, was ich dir künftig seyn werde — dein Führer. Denn dort, wo der entfesselte Geist in rastloser Thätigkeit unermüdet fortwirkt; dort ist die Ruhe nur Tausch der Arbeit: eigenes Forschen in den Tiefen der Gottheit wechselt nur mit dem Unterricht, den wir den spätern Ankömmlingen der Erde geben; und der Erste, der einst deine Seele in die Erkenntniß des Unendlichen leitet, bin Ich. — Er führte mich bey der Hand zu einer niedergesunkenen Wolke, und wir nahmen unsern Flug in die unermeßliche Weite des Himmels. Ich sah hier den Mond, Viviani, mit seinen Anhöhen und Thälern; ich sah

die Gestirne der Milchstraße, der Plejaden und des Orions; ich sah die Flecken der Sonne und die Monden des Jupiters: alles, was ich hienieden zuerst sah, das sah ich dort besser mit unbewaffnetem Auge, und wandelte am Himmel, voll Entzückens über mich selbst, unter meinen Entdeckungen, wie auf Erden ein Menschenfreund unter seinen Wohlthaten wandelt. Jede hier durcharbeitete mühvolle Stunde ward dort fruchtbar an Glückseligkeit, an einer Glückseligkeit, die der nie fühlen kann, der leer an Erkenntniß in jene Welt tritt. Und darum will ich nie, Viviani, auch nicht in diesem zitternden Alter, aufhören nach Wahrheit zu forschen: denn wer sie hier suchte, dem blüht dort Freude hervor, wo er nur hinblickt; aus jeder bestättigten Einsicht, aus jedem vernichteten Zweifel, aus jedem enthüllten Geheimniß, aus jedem verschwindenden Irrthum. — Siehe! Ich fühlte dieß alles in jenen Augenblicken der Wonne; aber auch nur dieß Ein-

zige, daß ich es fühlte, ist mir geblieben: denn meine zu überhäufte Seele verlor jede einzelne Glückseligkeit in dem Meer ihrer aller.

Indem ich so sah und staunte, und mich in dessen Größe verlor, der dieß alles voll allmächtiger Weisheit schuf, und durch seine ewigwirksame Liebe trägt und erhält, erhob mich das Gespräch meines Führers zu noch höhern Begriffen. — Nicht die Grenzen deiner Sinne, sagte er, sind auch die Grenzen des Weltalls, obgleich aus undenklichen Fernen ein Heer von Sonnen zu dir herüberschimmert; noch viele tausende leuchten, deinem Blick unbemerkbar, im endlosen Aether: und jede Sonne, wie jede sie umkreisende Sphäre, ist mit empfindenden Wesen, ist mit denkenden Seelen bevölkert; wo nur Bahnen möglich waren, da rollen Weltkörper, und wo nur Wesen sich glücklich fühlen konnten, da wallen Wesen! Nicht Eine Spanne blieb in der ganzen Unermeßlichkeit des Unendli-

chen, wo der sparsame Schöpfer nicht Leben hinschuf, oder dienstbaren Stoff für das Leben: und durch diese ganze zahllose Mannichfaltigkeit von Wesen hindurch herrscht, bis zum kleinsten Atom herab, unverbrüchliche Ordnung; ewige Gesetze stimmen alles von Himmel zu Himmel, und von Sonne zu Sonne, und von Erde zu Erde in entzückende Harmonie: unergründlich ist für den unsterblichen Weisen in die Ewigkeit aller Ewigkeiten der Stoff zur Betrachtung, und unerschöpflich der Quell seiner Seligkeiten. — Zwar, was sag ich dir das schon itzt, Galilei? Denn diese Seligkeiten faßt doch ein Geist nicht, der noch gefesselt an einen trägen Gefährten, in seiner Arbeit nicht weiter kann, als der Gefährte mit ausdauert, und sich schon zum Staube zurückgerissen fühlt, wenn er kaum anfieng, sich zu erheben!

Er mag sie nicht fassen, rief ich, diese Seligkeiten, nach ihrer ganzen göttlichen Fülle;

aber gewiß, er kennt sie, Kopernikus, nach ihrer Natur, ihrem Wesen. Denn welche Freuden schafft nicht, schon in diesem irrdischen Leben, die Weisheit! Welche Wonne fühlt nicht, schon in diesen sterblichen Gliedern, ein Geist, wenn es nun anfängt, in der ungewissen Dämmerung seiner Begriffe zu tagen, und sich immer weiter und weiter der holde Schimmer verbreitet, bis endlich das volle Licht der Erkenntniß hervorgeht, das dem entzückten Auge Gegenden zeigt, voll unendlicher Schönheit! — Erinnre dich, der du selbst so tief in die Geheimnisse Gottes schautest und den Plan seiner Schöpfung enthülltest; erinnre dich jenes Augenblicks, als der erste kühne Gedanke in dir heraufstieg, und sich freudig alle Kräfte deiner Seele hinzudrängten, ihn zu fassen, zu bilden, zu ordnen; erinnre dich, als nun alles in herrlicher Uebereinstimmung vollendet stand, mit wie trunkner Liebe du noch einmal das schöne Werk deiner Seele überschautest, und

deine Aehnlichkeit mit dem Unendlichen fühltest, dem du nachdenken konntest! — O ja, mein Führer! Auch schon hienieden ist die Weisheit an himmlischen Freuden reich; und wäre sies nicht: warum säh'n wir aus ihrem Schooße so ruhig allen Eitelkeiten der Welt zu? — —

Die Wolke, die uns trug, war zurück zur Erde gesunken, und ließ sich jetzt, wie es mir dünkte, auf einen der Hügel vor Rom nieder. Die Hauptstadt der Welt lag vor uns; aber voll tiefer Verachtung streckt ich aus meiner Höhe die Hand hin, und sprach: Sie mögen sich groß dünken, die stolzen Bewohner dieser Paläste! weil Purpur ihre Glieder umhüllt, und Gold und Silber auf ihren Tafeln das Kostbarste beut, was Europa und Indien tragen! Aber, wie der Adler auf die Raupe im Seidengespinnst, so sieht auf diese Blöden der Weise herab; denn sie sind Gefangne an ihrer Seele, die über das Blatt nicht hinaus

können, an dem sie kleben, indessen der freye Weise auf seine Höhen tritt und die Welt überschaut, oder sich auf Flügeln der Betrachtung hinauf zu Gott schwingt, und unter Sternen einhergeht.

Da ich so sprach, Viviani, da umwölkte sich mit feyerlichem Ernst die Stirn meines Führers; sein brüderlicher Arm sank von meinen Schultern herab, und sein Auge schoß einen drohenden Blick bis ins Innerste meiner Seele. — Unwürdiger! rief er; so hast du sie schon auf Erden gefühlt, jene Freuden des Himmels? Hast deinen Namen herrlich gemacht vor den Weisen der Nationen? Hast sie alle erhöht, deine Seelenkräfte, daß sie bald freyer und mächtiger fortwirken im Erkenntniß der Wahrheit, eine Ewigkeit durch: und nun dich Gott würdigt, Verfolgung zu leiden, nun dir deine Weisheit Verdienst werden soll, und dein Herz sich mit Tugenden schmücken, wie dein Geist mit Erkenntniß:

nun ist es ohne Spur vertilgt, das Gedächtniß des Guten, und deine Seeleemp öret sich wider Gott? — — Hier erwacht ich von meinem Traum, sah mich aus aller Herrlichkeit des Himmels in mein ödes Gefängniß zurückgeworfen, und überschwemmte mit einer Fluth von Thränen mein Lager. Dann erhob ich, mitten durch die Schatten der Nacht, mein Auge und sprach: O Gott voll Liebe! Hat das Nichts, das durch dich etwas ward, deine Wege getadelt? Hat der Staub, dem du Seele gabst, hat er auf die Rechnung seiner Verdienste geschrieben, was Geschenke deiner Erbarmung waren? Hat der Unwürdige, den du in deinem Busen, an deinem Herzen nährtest, dem du so manchen Tropfen Seligkeit reichtest aus deinem eigenen Becher; hat er deiner Gnaden und seiner Vorzüge vergessen? — Schlage sein Auge mit Blindheit! Laß ihn nie wieder die Stimme der Freundschaft hören! Laß ihn grau werden im Kerker! Mit willigem Geist soll ers

tragen, dankbar gegen die Erinnerung seiner genoßnen Freuden und selig in Erwartung der Zukunft!

Es war meine ganze Seele, Viviani, die ich in diesem Gebete hingoß; aber nicht das Murren des Unzufriednen, nur die willige Ergebung des Dankbaren hatte der Gott vernommen, der mich zu so viel Seligkeit schuf; denn siehe! Ich lebe hier frey zu Arcetri, und nur heute noch hat mich mein Freund unter die Blumen des Frühlings geführt.

Er tappte nach der Hand seines Schülers, um sie dankbar zu drücken; aber Viviani ergriff die seinige, und führte sie ehrerbietig an seine Lippen.

## Funfzehntes Stück.

# Das Weihnachtgeschenk.

Ich nahm von der Toilette eines jungen Frauenzimmers ein Buch auf, und begriff nicht, warum sie es so eilfertig wegriß. Sie erröthete über den Verdacht, den sie zu erwecken schien, und las mir, zu ihrer Rechtfertigung, die ersten Seiten vor, die von der Hand ihres Vaters waren. Ich bat sie um eine Abschrift, und sie war gütig genug, mir eine zu geben. Hier ist sie:

„So ein unbedeutendes Geschenk einige leere Blätter scheinen möchten, so sind doch gewiß an dem heutigen Tage, an dem selbst der Geiz und die Armuth freygebig werden, wenige mit so gutem Herzen gemacht worden, und vielleicht keines, das dem Beschenkten so nützlich wäre, als du dieses dir machen kannst.“

„Ich habe es dir schon mehrmalen gesagt: Ein wenig Athen oder ein paar Federstriche, die wir für unsre Gedanken aufwenden, so schwer uns auch manchmal beides ankommen mag, werden reichlich wieder durch die Deutlichkeit, die Ordnung und das Leben eingebracht, das eben diese Gedanken dadurch erhalten. Es ist seltsam, daß man von einer so kleinen Ursache so große Wirkungen verspricht; aber es ist wahr. So lange der Mensch nicht reden konnte, so sahe, hörte, fühlte und schmeckte er bloß; aber er dachte nicht. So lange der Mensch nicht schreiben konnte, dachte er wenig und redte schlecht. Die Zunge und der Griffel machten endlich den Menschen zu dem, was er werden sollte. Seine Begriffe wurden helle, indem er sie mitzutheilen suchte; sie wurden methodisch, indem er ihnen eine gewisse Fortdauer gab, die sie der Verbesserung und Ausbildung fähig machte. Und dieser Weg, den das ganze menschliche Geschlecht nahm, um klüger

zu werden, ist auch immer noch der einzige für den einzelnen Menschen."

„Du, mein Kind, hast schon den einen großen Schritt zur Weisheit gethan. Du hast Weise reden hören, oder hast das gelesen, was du von ihnen gewünscht hättest zu hören. Wenn es heutiges Tages kein großer Ruhm mehr für ein Frauenzimmer ist, daß es liest; so ist es noch immer einer, daß es aus Lehrbegierde liest, um vernünftiger und besser zu werden. Die Eitelkeit, die sich jetzt auf diese Seite gelenkt hat, vernichtet den Weg des Lesens, indem sie den Endzweck desselben verkehrt, und verwandelt die Weisheit in einen bloßen Putz. Hunderte empfinden, indem sie ein Buch lesen, kein Vergnügen stärker, als daß sie den Augenblick voraussehen, wo sie werden sagen können: Ich hab es gelesen! — Du, mein Kind, kennst die Absicht des Lesens besser, und es fehlt dir nur noch etwas Muth und Uebung, um sie ganz zu erreichen."

„Unsre Seele ist ein Maler, der entweder Originale nach der Natur, oder Kopien von guten Originalen malt. Jene sind ihre eignen Empfindungen, ihre eignen Beobachtungen und Schlüsse; diese sind alle die Begriffe, die wir durch Unterricht und Lektüre erhalten. Gute Meister verfertigen die Kopien nur als Schulen — so nennen sie ihre Uebungsstücke — um ein richtiges Auge und eine feste Hand zu bekommen: Schlechte bleiben dabey stehen und gründen darauf ihren ganzen Ruhm.“

„Es kommt also alles darauf an, das, was andre aus ihren Erfahrungen durch eine lange oder durch eine kurze Reihe von Schlüssen gefolgert haben — denn auf Erfahrungen läßt sich doch am Ende alles zurückbringen — so anzusehen, als ob wir es aus unsern eignen gezogen hätten. Ehe wir selbst denken, müssen wir erst einem andern nachdenken lernen. Das ist also der zweyte Schritt, den du zwar auch schon versucht hast, den du aber nun noch be-

herzter thun mußt: Werde aus einer Leserinn zu einer Schriftstellerinn! Wenn du liesest, so sondre den Gedanken vom Ausdrucke ab; nimm ihm seinen Putz, und unterbrich zuweilen das Vergnügen, womit bey jedem Menschen die Neugierde das Weitergehen verknüpft, so lange, bis du dir mit ein paar Worten das denken kannst, was der Verfasser vielleicht auf Seiten gesagt hat. Diese paar Worte schreibe nieder; sie sind alsdann dein, so wie der Gedanke, den sie ausdrücken. Große Bücher können auf diese Art in Blätter verwandelt werden, die für uns mehr werth sind, als die Bücher, und die uns schon der Fähigkeit, selbst etwas Lesenswerthes zu schreiben, einen Schritt näher bringen."

„Aber nicht lange werden diese Auszüge bloß abgekürzte fremde Gedanken seyn; du wirst in kurzem deine eigenen in ihnen entwickeln. Die Ideen entzünden einander, wie die elektrischen Funken. Wenn die Seele einmal

in Arbeit und in Bewegung ist; wenn sie einmal den Faden des Denkens in der Hand hat; so geht sie geschwinde von der Nachbildung fremder Begriffe zur Hervorbringung eigener über. Ehe man sichs versieht, kommt aus dem eignen Schatz unsrer Empfindungen ein Gedanke hervor, der für sich selbst zu schwach war emporzukommen, jetzt aber, weil er dem Gedanken des Verfassers nahe liegt, von diesem aufgeweckt und gehoben wird. — Versuch es, mein Kind; denn ich bin bey deinen Fähigkeiten gewiß, daß es dir glücken muß: und hat es dir nur einmal geglückt, so bin ich eben so gewiß, daß du fortfahren wirst. Das Denken giebt uns ein so reines und ein so lebhaftes Vergnügen, daß, wer es nur einmal in seinem Leben gekostet hat, es nie wieder entbehren kann."

V.

## Sechszehntes Stück.

# Der Habicht.

„Verdammter Dieb!“ — schrie der hypochondrische Tuff, als vor unsern Augen ein Habicht auf ein Küchlein herabschoß und es erwürgte. — Sein äußerst ängstlicher Ton machte mich lachen. Es war, als ob er die diebische Klaue an seinem eigenen Herzen fühlte.

Freund! fieng ich an, wenn Sie auf alles, was junge Hühner stiehlt, so ergrimmt sind, so möcht ich wissen, wie Sie sich selbst ertragen. Denn wohl bedacht, sind Sie der schlimmste Habicht im Lande. — Tuff, wie man wissen muß, lebte bey seiner Brunnenkur, wie ein anderer Law oder Neuton, von nichts als Hühnern. Alles andere Fleisch, sagte sein Arzt, wäre zu schwer, und Gemüse wären zu blähend.

Er fand, daß ich Recht hatte, und ward noch ängstlicher, als zuvor. — Schlimm genug, sagte er endlich, daß ich armer schwächlicher Mann ohne Hühner nicht leben kann!

Das kann der Habicht auch nicht, mein lieber Tuff. Was Ihnen der Arzt verbeut, das hat ihm selbst die Natur verboten. Ihm bekommt kein Gemüse. —

Dieser Grund war zu einleuchtend und setzte den Habicht zu genau in den eigenen Fall unsers Tuffs, als daß er noch hätte weiter können. Er sah sich ausdrücklich nach der Stelle um, wo der Fang geschehen war, und that dem Räuber eine Ehrenerklärung. — Aber, fieng er nun an; die Natur! die Natur! Und dann rechnete er mir mit einer wundernswürdigen Fertigkeit des Gedächtnisses — ob er gleich alles Gedächtniß glaubte verloren zu haben — eine Menge von Raubthieren her, die er aus allen Elementen und allen Himmelsstrichen zusammen brachte. Ist nicht die

Natur, schloß er endlich, eine grausame Mutter? Zeigt sich nicht ein offenbarer Widerspruch in ihren Werken und Anstalten?

Ein Widerspruch, lieber Tuff! — Sie bedenken nur nicht, was dann folgen würde. Mit Widersprüchen könnte ja die Natur nicht bestehen.

Warum nicht? — Sie besteht, wie troz allen seinen Krankheiten mein Körper besteht; und Krankheiten sind ja auch nichts anders, als Widersprüche in der Maschine.

Aber Ihr Körper vergeht auch, indeß die Natur — —

— Der Mann war zu krank, um mir Recht zu lassen. Er kehrte von einem Wege, auf dem er kein Fortkommens sah, plözlich zurück, und fieng von vorn wieder an. — Wozu denn nun, fragte er, dieser liebreiche Instinkt der Henne, ihr Ey zu bebrüten, das herausgebrütete Küchlein zu wärmen, zu füttern, zu locken, zu schützen, wenn da oben in seiner

Höhe ein gieriger Räuber lauert, es mit seinen durchdringenden Augen ausspäht, und auf pfeilschnellen Flügeln herabschießt, es zu erwürgen? — Wenn das nicht Widerspruch in der Natur ist! — —

Es sey einer! Ich gebe nach, lieber Tuff. — Aber wenn Sie manchmal die unangenehme Empfindung haben, als ob Sie läuten hörten: wo vermuthen Sie dann, daß dieß Läuten ist? Auf dem Thurme oder in Ihrem Kopfe?

Sonderbar! Es ist freylich in meinem Kopfe.

Und woher, glauben Sie, daß es kommt?

Von der Schwäche meiner Nerven vermuthlich.

Nun also! Die Anwendung gemacht! — Auch jene Widersprüche sind einzig in Ihrem Kopfe, und entstehn von der Schwäche Ihrer Vernunft.

Das kann seyn, sagte Tuff; ich wills glau-

ben. — Aber wahrlich, mein Freund! — und er holte aus voller Brust einen Seufzer — bey so schwachen Nerven, wie ich sie habe, wär es besser, lieber gar nicht zu leben. Man wird sein Leben nur durch widrige Empfindungen inne. — Und bey so ohnmächtigen Kräften unsrer Vernunft; wär es da nicht auch besser, lieber keine zu haben? Man merkt ja kaum, daß man sie hat, als durch Zweifel und Unruhen.

Wie spricht denn aber Ihr Arzt, wenn Sie ihm Ihre Zufälle klagen?

Muth! Muth! spricht er immer.

Sehr recht! Denn auf Muth kommts nur an. — Mit etwas mehr Vertrauen zu Ihren Kräften und einem etwas fleißigern Gebrauch dieser Kräfte, würden Sie bald — nicht zu einem völlig gesunden, aber doch zu einem ganz erträglichen Leben kommen. Mit der Vernunft, lieber Tuff, ists das Gleiche. Sie darf ihren Kräften nur trauen, und darf sie nur unermüdet gebrauchen; so wird sie gewiß

— nicht zu einer ganz zweifelfreyen, aber doch zu einer ganz beruhigenden Einsicht kommen. — Um mit dem vorhabenden Fall einen Versuch zu machen; tragen Sie Ihren Widerspruch einmal vor!

Braucht es das noch? Ist es nicht klar, was ich will? — Wenn ich von der Einen Seite die Natur betrachte; o da ist alles so mütterlich, so weise, so gütig! Ich finde die vortreflichsten Anstalten zur Erhaltung ihrer Geschöpfe, die sorgsamste Verwahrung der innern Quellen des Lebens, die schicklichsten Werkzeuge zum Ausspähen und zum Ergreifen der Nahrung, unaufhörliche Thätigkeit aller Elemente Nahrung hervorzubringen, unerschöpflichreiche Werkstätten der Erzeugung, mächtige Instinkte, den Müttern und Jungen zur Erhaltung der Gattung eingeprägt: aber von der andern Seite? — o, da ist alles wieder so wild, so fürchterlich, so tyrannisch! Ich sehe so viel mördrische, nach Blute lechzende, zum Blut-

vergießen gerüstete Thiere; sehe so viel Rachen und Klauen gewaffnet, so viel Gewebe und Gruben bereitet, so viel Stachel und Zungen vergiftet, daß meine ganze Vernunft daran irre wird, und mein ganzes Herz nicht weiß, soll es mehr Vergnügen oder mehr Abscheu empfinden.

Versteh ich Sie, lieber Tuff? Sie wollen sagen, daß es die Natur fast so arg macht, als der Herr dieses Landguts. — Die Gegend umher war ihm zu offen, zu öde; er wünschte den Prospekt durch ein schattichtes Wäldchen zu schließen, maß ein unfruchtbares Stück Land ab und säte Fichten darauf. Jetzt, da die jungen Bäume pfeilgerade neben einander aufgeschossen sind und den lieblichsten Schatten bieten; was thut er? Er schickt Arbeiter drüber, legt allenthalben eine unbarmherzige Axt an, und läßt weit über die Hälfte des Waldes niederhauen. — Eben so nun, glauben Sie —

Nicht doch! Nicht doch! rief Tuff. Je-

ner Aushau ist nothwendig, selbst zur Erhaltung des Waldes. Wenn alles so ins Wilde hineinwüchse, so würde bald nichts mehr wachsen; denn Eins würde das Andre ersticken. Wir würden am Ende ein weit kleineres Wäldchen haben, und dieses Wäldchen weit unvollkommner.

Meynen Sie doch? Nun, so wäre ja eben dieß ein Beweis, daß oft ein Zweck durch Mittel erreicht wird, die ihm anfangs durchaus entgegenschienen. — Lassen Sie uns jetzt vor allen Dingen den Zweck der Schöpfung suchen! — Worinn setzen Sie ihn? In ihre todten oder in ihre lebendigen Werke?

In die letztern, versteht sich.

Also, wenn eben die Erhaltung des Lebens, die Stärke des Lebens, die Fülle des Lebens jene Aufopferungen nothwendig machte; so wäre die Natur völlig gerechtfertiget? Nicht? — Denn Sie wollen doch so viel Leben, als

nur bestehen kann? Und wollen doch dieses Leben so gesund, so blühend, als möglich?

Wie anders? — Wenn ich das Leben als Zweck will, so muß ich auch viel Leben wollen, und glückliches Leben.

Gut, lieber Tuff! Wir bevölkern also alle Himmelsstriche, alle Elemente mit Leben. Wo wir nur irgend ein Nahrungsmittel in der leblosen Natur finden, da setzen wir eine Thierart hin, die es genieße. Nicht wahr?

Allerdings! —

Mithin behalten wir alle die Thierarten bey, die sich von Gras, von Kräutern, von Wurzeln, von Hölzern, von Blumen, von Blättern, von Moos, allenfalls auch von den überflüßigen Säften der andern Thiere nähren. Meynen Sie nicht?

Ohne Zweifel! —

Hingegen alle Raubthiere schaffen wir fort; alle blutgierigen Tyger verbannen wir; alle Gruben der Ameislöwen schütten wir zu; alle

hinterlistigen Spinneweben ståuben wir aus allen Winkeln der Natur rein heraus?

Ganz recht! Rein heraus, rief er freudig.

Aber die Habichte, Tuff? — Die ungefiederten wenigstens!

Nein, auch damit fort! Laß sie Gemůse essen! Auch mit den Iltissen fort! Aus jedem Eye muß nun ein Kůchlein, und aus jedem Kůchlein ein Huhn werden —

Recht! Oder dann und wann auch ein Hahn! Damit wir noch mehr Leben bekommen, und glůckliches Leben.

Nun ja wohl! Auch ein Hahn. Das versteht sich. — O ich fange an, mich in die Natur, wie sie jetzt wird, zu verlieben. Dieses ungestöhrte Glůck aller Geschöpfe, diese holdselige Eintracht, dieser tiefe, unschuldige, allgemeine Frieden — —

Schön! Allerdings! Aber wir wollen doch mit der Vernunft einmal zusehn, was wir hier mit der Einbildung gemacht haben. — Wår

es Ihnen denn recht, lieber Tuff, daß kein andrer lebendiger Laut in der ganzen Natur erschallte, als Hahnengekräh und Hühnergeschrey? — Denn wenn alle die Hähne der ersten Generation zum Buhlen und alle die Hühner zum Brüten kommen, so sehen Sie wohl, daß schon bey der zehnten dieß eine Geschlecht viele andern verdrängt haben muß. — Oder sähen Sies lieber, daß ohne Unterlaß eine allgemeine Seuche einbräche, die jede Thierart auf das rechte Verhältniß zurücksetzte, wobey jede bestehen könnte?

Warum das? Ich sehe die Nothwendigkeit nicht. — Schränken Sie nur die gar zu große Vermehrbarkeit der Thiere ein, und die Schwierigkeit ist gehoben.

Gehoben? So, daß sieben andre entstehen. — Denn mit jener Vermehrbarkeit, Freund; wie viel Thätigkeit, Vergnügen, Geselligkeit hört da auf! Und wenn nun Krankheiten kommen; wenn Revolutionen der leblosen Natur

die Geschlechter verwüsten: Soll es Jahrhunderte dauren, ehe die Lücke sich wieder ausfüllt? ehe der Abgang des Lebens und der Glückseligkeit in der Schöpfung wieder ersetzt wird?

Krankheiten? Revolutionen? — sagte er nachdenkend.

Sie stocken schon, seh ich. — Doch gesetzt, daß Sie auch hiewider noch Mittel fänden: die Thiere können doch nicht ewig so fortleben? Die Kräfte der Natur müssen sich doch endlich erschöpfen?

Nun ja! Erschöpfen freylich, nur nicht gewaltsam in der besten Blüthe vertilgt werden.

Aber wenn sie sich nun erschöpfen? — Wir bekommen da eine unendliche Menge von Leichnamen; denn, wie wir wissen, so ist die Natur einer unbegreiflichen Menge Lebens fähig, und so viel Leben soll doch da seyn, als nur immer bestehen kann. — Was fangen wir mit diesen Leichnamen an?

Was die Natur damit anfängt! — Wir

übergeben sie der Verwesung, lassen die zerstöhrten organischen Theile sich in ihre Elemente auflösen, befruchten damit den entkräfteten Erdboden, treiben neue Früchte und Nahrungsmittel zur Erhaltung jeder Nachwelt heraus; und so im Kreislaufe fort!

Wenn nur das nicht Zeit brauchte, mein Freund! Wenn nur diese Auflösung das Werk eines Augenblicks wäre! — Erinnern Sie sich, wie es uns neulich dicht am Fichtenwäldchen ergieng? was für schnelle Beine Sie da bekamen?

O ums Himmels willen! rief Tuff, indem er mit abgewandtem und vor Ekel ganz verzerrtem Gesichte zurücktrat; an was erinnern Sie mich? Wissen Sie, daß mir das scheußliche Bild noch jetzt den Athem versetzt? daß ich die ganze Nacht durch — —

Stille! Stille davon! Wo ich Sie ins Erzehlen Ihrer Zufälle lasse, so ists um unser Gespräch gethan, und das wäre doch Schade. —

Sie sehn also nun, daß unsre zu weichherzige Güte Grausamkeit wird; daß wir den Thieren die Luft, die sie einathmen, verpesten, sie tausend unangenehmen und schmerzhaften Empfindungen aussetzen, und ihnen endlich ein frühes Grab bereiten. Sie sehen, daß wir über dem gar zu ängstlichen Schonen des Lebens zu wirklichen Verschwendern des Lebens werden, und die Welt, die wir zum Paradiese verschönern wollten, zu einem Kerker von Calcuta *) verschlimmern. — Sehen Sies nicht, lieber Tuff? —

Nicht so recht! Sie überschleichen mich, deucht mir. — Ich habe Ihnen nur so viel Leben eingeräumt, als zusammen bestehen könnte. Setzen Sie also gleich anfangs nicht mehr, als daß keine Fäulniß, keine Verpestung der Luft zu besorgen stehe.

*) Wo die eingesperrten Engländer in ihren eigenen Dünsten ersticken mußten. S. Ives Reisen.

Aber wenn ich das setze — können Sie wissen, auf welche geringe Anzahl Sie das Leben nun einschränken? Oder ist es nicht bloßer Eigensinn, zur Verhütung alles Mordes, die Zahl der Wesen, die sich ihres Daseyns freuen und glücklich seyn können, so sehr vermindern zu wollen? — Sterben müssen sie doch, die Thiere: und wer sagt Ihnen denn, daß der gewaltsame Tod nicht, eben so wie er der kürzeste ist, auch der leichteste sey? —

Der leichteste? Man stirbt noch leichter, denk ich, vor Alter, wo Sterben nur Einschlummern heißt. — Und kommts denn nur darauf an, leicht zu sterben? Nicht auch, glücklich zu leben? Werden die Thiere denn nicht zum Leben, nur zum Tode gebohren?

Aber sie dürfen nicht alle sterben. Wir sind schon einig über den Punkt.

Er stand stille und überlegte ein wenig. — Schon einig? Wir sinds noch nicht! rief er aus. — Wie, wenn selbst der Anblick beym

Wäldchen mir hier zu statten käme? Wie, wenn die Natur ihre Anstalten wider die Verpestung bereits gemacht hätte? —

Die möcht ich kennen. Die wären? — —

O erinnern Sie sich! — Jene zahmern Raubthiere, die sich aus der Luft, aus den Wäldern, aus dem Staube herzufinden, die aus den Ruinen der todten Körper selbst zu Legionen gebohren werden, ihre in Fäulnis übergehenden Säfte sogleich wieder in frische verwandeln, und der Erde kaum andre Befruchtungstheile lassen, als die reinern, gesündern, die von ihnen selbst, als lebendigen Thieren, abgetrieben und ausgedunstet werden. — Sollten nicht diese Thiere zur Reinigung der Luft, und mithin zur Erhaltung des Lebens und der Gesundheit hinlänglich seyn?

Nein! Denn auch sie werden Leichen. Es ist kein Grund vorhanden, warum wir nur sie von der Begnadigung ausnehmen wollten. — Und wenn also auch sie sterben, so kommt ja

das Uebel, das wir vermeiden wollten, zurück, obgleich freylich ein wenig später.

Sey es! Es kommt zurück; aber vermindert. Das Thier hat bey seinem Leben mehr körperliche Theile verzehrt, als es bey seinem Tode zurückläßt. — Und eben darum, dächt ich, wenn wir für jene Schwärme andre und wieder andre ersännen, und wieder: endlich müßten wir dann so weit kommen, daß der eigentlichen unmittelbaren Verwesung nur wenig, ganz wenig bliebe.

Sehr fein! In der That! — Nur mögt ich dann einsehen, warum wir neulich davon liefen? Jene Thiere, die der Verpestung vorbeugen sollen, waren doch so zahlreich vorhanden!

Ja! Aber der scheußliche Anblick — —

O nicht doch! Seyn Sie aufrichtig, Freund! Wenn der Anblick scheußlich war, so war ers nur, weil er an die Atmosphäre erinnerte. Das Gesicht an sich ist nicht ekel. — Und wo

mir recht ist, so fuhren wir mit der Hand nach der Nase, nicht nach den Augen?

Er ward auf einmal stille, und blickte nieder. — Sie sehen, sagte er, wie erstaunlich schwach jetzt mein Kopf ist.

Verzeihn Sie! Nur die Sache war schwach. Wer klüger als die Natur seyn will, der zieht freylich den Kürzern. — Sie geben mir also zu, daß wir die Welt durch unsre Einrichtung unendlich verschlimmert haben? —

Es scheint wohl nicht anders.

Nun gut! So müssen wir sehn, wie wir helfen. — Ich wüßte hier freylich ein Mittel, ein meines Bedünkens sehr heilsames Mittel: allein — ob Sies billigen werden? — —

Lassen Sie hören! Warum nicht? —

Die Vortheile zwar, die wir erhielten, wären unendlich. Wir ließen nicht nur unsern fruchtfressenden Thieren ihre ganze Vermehrbarkeit, ließen nicht nur Millionen, die nach unserm

ersten Plan würden gefehlt haben, gebohren werden, und doch alle ihr Daseyn genießen, alle Freude empfinden und Freude hervorbringen: wir brächten auch noch mehr Leben, noch mannichfaltigeres, höheres, wirksameres Leben in die Natur, das ohne dieß Mittel durchaus nicht da seyn würde.

Und wie das? Wodurch das? — rief er ganz ungeduldig.

Durch — durch eben das, was die ganze Natur erhält; durch Kräfte, die einander entgegenkämpfen, einander das Gleichgewicht halten, in richtigem Verhältnisse neben einander fortdauern, und immer kämpfen und sich immer das Gleichgewicht halten.

Durch Einführung der Raubthiere, wollen Sie sagen.

Wie anders? — Sollte wohl ein so schwaches und kurzsichtiges Geschöpf, wie der Mensch, auf wahrhaftigweise Mittel gerathen können, die der allsehende Schöpfer nicht schon

lange vor ihm gekannt und angewandt hätte? Ist auch nur der schwächste Schimmer von Licht in unsrer Seele, den nicht unsre Finsterniß von ihm, als der einzigen Quelle des Lichtes, aufgefangen hätte? Kann unser Verstand etwas anders, als seiner Herrlichkeit nachsehn? — — Kurz, wir setzen den Menschen in die Natur, daß er täglich Millionen Leben zerstöhre und sogleich wieder in Lebenssäfte verwandle; wir lassen für jede fruchtfressende Thierart auf Erden, in der Luft, in Flüssen, im Meer, im Staube, in allen bewohnten Elementen und Himmelsstrichen Räuber zu, die immer für tausend und mehr Leichen nur Eine geben, ja zum Theil wieder andern zur Nahrung dienen, ehe sie selbst noch zu Leichen werden. Was dann übrig bleibt, das geben wir jenen Thieren und Würmern, die von gefallenen Körpern leben, zum Raube. — Der Mensch, so wie er das Haupt der thierischen Schöpfung ist, so ist er auch das wichtigste

Mittel ihrer Erhaltung; denn sein Geschlecht ist sehr zahlreich, er bringt sein Leben sehr hoch, er raubt durch alle Gattungen durch; er hat die Vernunft, seine Todten zu verbrennen, oder in die Erde zu scharren, und wenn ihm der Leichen von andern Thieren zu viel werden, auch diese. — So und nicht anders, mein Freund — —

Ich seh es. Sie haben Recht, fiel er mir ein. Der Schöpfer hat wahrlich wohl gethan — und er lächelte — daß er seine Welt schuf, ohne meinen Rath zu erwarten. Die Vortheile einer solchen Einrichtung sind in der That ganz unendlich. — Wir bringen nun alle die zahllosen Geschlechter der Raubthiere in die Natur, erlauben den fruchtfressenden Thieren mehr Vergnügen der Liebe, der Begattung, der Jungenpflege, ziehen immer neuen Anwachs zum schnellen Ersatz des Verlorenen an, bringen mehr Geselligkeit, mehr Thätigkeit in die Welt, erhalten die Thiere bey einer

reinern Luft gesünder, fröhlicher, muntrer, geben den Raubthieren diese schärferen Sinne, dieses wärmere Blut, diese höhere Wirksamkeit, die ihr Leben um so viel Stufen höher setzt, als das Leben der andern Thiere. — In diesem Ton fuhr er fort, und sprach mit einer Wärme, mit einer Beredsamkeit! — daß ich aufmerksam ward und ihn ansah.

Ihre Kur, rief ich, hat Wirkung gethan. Wie hälts um die Krankheit, mein Freund?

Sie war im Nu wieder da. Der Kopf sank ihm matt auf die Schulter; die Füße erschleppten ihn kaum; es war der elendeste Mann.— Einbildung! Einbildung! rief ich: Und ob er dem gleich aus aller Macht widerstritt, so gab ihm doch die Erfahrung, die er so unvermuthet von seinen Kräften gemacht, und mein vortheilhaftes Zeugnis darüber, einen sichtbaren Trost. Ich hoffe, der gute Mann soll noch werden.

Hätte ihm der Arzt nicht alle Beschäfftigung

untersagt, so würde ich ihm ein Büchlein empfohlen haben, das diese Materie mit viel Gründlichkeit abhandelt und eine der vortreflichsten Apologien der Vorsehung ist. Meinen nicht hypochondrischen Lesern will ichs doch nennen; es sind die philosophischen Betrachtungen über die thierische Schöpfung.*) Eine Schrift, die eben so unterhaltend durch die gewähltesten Beobachtungen, als unterrichtend durch die wichtigen Gesichtspunkte ist, worein dieselben gestellt werden. Auf allen Seiten wird Gott verherrlicht, die Vorsehung gerechtfertigt, das Herz beruhigt. — Um die, die es noch nicht kennen mögten, zu reizen, will ich eine Stelle hersetzen, die ohngefähr das Resultat von den Untersuchungen des Verfassers enthält.

„Leben, sagt er, ist eine Glückseligkeit, und der Wille des Schöpfers ist, daß unzählige

*) Aus dem Englischen. Leipzig, 1769.

Schaaren dieser Glückseligkeit genießen sollen. Unter einer Menge von Welten hat er auch diejenige erschaffen, die wir bewohnen; eine Welt, die mit Bergen und Ebnen abwechselt, durch Flüsse und Seen erfrischt, durch Pflanzen und Bäume geschmückt, durch die Strahlen der Sonne erleuchtet und erwärmt wird; eine Welt, wo unsichtbare Ursachen die Elemente, die mit allen Principien des Lebens geschwängert sind, in beständigem Umlauf erhalten; wo die Pflanzen, durch geheime noch wunderbarere Kräfte, diese reichen Schätze der Elemente an sich ziehen, aufsammeln und sie zur Erhaltung der thierischen Schöpfung zubereiten; eine Welt — denn so unendlich groß ist die Mannichfaltigkeit und die Anzahl der Gattungen — wo jedes Ding in eine lebendige Substanz gleichsam verwandelt, und alle natürlichen Kräfte, jede Begebenheit und jedes Wesen, durch ewige und unveränderliche Gesetze, zur Hervorbringung und Erhaltung

des Lebens nutzbar gemacht wird; eine Welt, wo, wenn die Arten sich vervielfältigen, es dazu geschieht, den Verlust leicht wieder zu ersetzen, dem ihre Hinfälligkeit sie bloßstellt, und wenn sie sich einander aufreiben, wenn ihr Daseyn in gewisse Grenzen eingeschränkt ist, dieses geschieht, das Uebermaaß in ihrem Anwachse zu verhüten. — Die große Absicht, auf die der ganze Plan der Schöpfung gerichtet ist, besteht in der Vollständigkeit und Erhaltung des thierischen Systems. Es giebt allgemeine Gesetze, die jede Klasse der Geschöpfe antreiben, diese Absicht zu befördern; und diese Gesetze sind so genau mit einander verknüpft, daß sie nothwendig einander wechselsweise voraussetzen und nach sich ziehen."

## Siebzehntes Stück.

# Proben Rabbinischer Weisheit.*)

1. „Wer sich der Gerechtigkeit annimmt, richtet das Land auf; wer sich ihr entzieht, ist Schuld an seinem Verderben."

Rabbi Assi war krank, lag auf dem Bette, von seinen Schülern umgeben, und bereitete sich zum Tode. Sein Neffe trat zu ihm herein, und fand, daß er weinte. — Was weinst du, Rabbi? fragte er. Muß nicht jeder Blick in dein vollbrachtes Leben dir Freude bringen? Hast du etwa das heilige Gesetz nicht genung gelernt, nicht genung gelehrt? Siehe, deine

*) Aus dem Talmud und dem Midrasch gezogen. Die Erzehlungen beziehen sich auf Sprüche der Schrift, die eben darum voranstehn.

Schüler hier sind Beweise vom Gegentheil. Hast du etwa versäumt, Werke der Gottseligkeit auszuüben? Jedermann ist eines Bessern überführt. Und die Demuth war die Krone aller deiner Tugenden! Niemals wolltest du erlauben, daß man dich zum Richter der Gemeine wählte, so sehr auch die Gemeine es wünschte. — Eben das, mein Sohn, antwortete Rabbi Assi, betrübt mich jetzt. Ich konnte Recht und Gerechtigkeit unter den Menschenkindern handhaben, und aus mißverstandener Demuth hab ich es unterlassen. „Wer sich der Gerechtigkeit entzieht, ist Schuld an dem Verderben des Landes.“

## 2. „Den Menschen und dem Viehe hilft der Herr.“

Auf seinem Zuge, die Welt zu bezwingen, kam Alexander, der Macedonier, zu einem Volke in Afrika, das in einem abgesonderten Winkel in friedlichen Hütten wohnte, und we-

der Krieg noch Eroberer kannte. Man führte ihn in die Hütte des Beherrschers, um ihn zu bewirthen. Dieser setzte ihm goldene Datteln, goldene Feigen und golden Brodt vor. — Esset ihr das Gold hier? fragte Alexander. — Ich stelle mir vor, antwortete der Beherrscher, genießbare Speisen hättest du in deinem Lande wohl auch finden können. Warum bist du denn zu uns gekommen? — Euer Gold hat mich nicht hieher gelockt, sprach Alexander; aber eure Sitten mögte ich kennen lernen. — Nun wohl, erwiederte jener, so weile denn bey uns, so lange es dir gefällt.

Indem sie sich unterhielten, kamen zwey Bürger vor Gericht. Der Kläger sprach: Ich habe von diesem Manne ein Grundstück gekauft, und als ich den Boden durchgrub, fand ich einen Schatz. Dieser ist nicht mein; denn ich habe nur das Grundstück erstanden, nicht den darinn verborgenen Schatz: und gleichwohl will ihn der Verkäufer nicht wiederneh-

men. — Der Beklagte antwortete: Ich bin eben so gewissenhaft, als mein Mitbürger. Ich habe ihm das Gut, sammt allem was darinn verborgen war, verkauft, und also auch den Schatz.

Der Richter wiederhohlte ihre Worte, damit sie sähen, ob er sie recht verstanden hätte, und nach einiger Ueberlegung sprach er: Du hast einen Sohn, Freund? Nicht? — Ja! — Und du eine Tochter? — Ja! — Nun wohl! dein Sohn soll deine Tochter heyrathen, und das Ehepaar den Schatz zum Heyrathsgute bekommen. — Alexander schien betroffen. Ist etwa mein Ausspruch ungerecht? fragte der Beherrscher. — O nein, erwiederte Alexander, aber er befremdet mich. — Wie würde denn die Sache in eurem Lande ausgefallen seyn? fragte jener. — Die Wahrheit zu gestehen, antwortete Alexander, wir würden beyde Männer in Verwahrung gehalten und den Schatz für den König in Besitz genommen

haben. — Für den König? fragte der Beherrscher voller Verwundrung. Scheinet auch die Sonne auf jene Erde? — O ja! — Regnet es dort? — Allerdings! — Sonderbar! Giebt es auch zahme, krautfressende Thiere dort? — Von mancherley Art. — Nun, sprach der Beherrscher, so wird wohl das allgütige Wesen, um dieser unschuldigen Thiere willen, in eurem Lande die Sonne scheinen und regnen lassen. Ihr verdientet es nicht.

### 3. Das erste Weib.

Gott schuf der Weiber Erste
Nicht aus des Mannes Scheitel,
Daß sie nicht eitel würde;
Nicht aus des Mannes Augen,
Daß sie nicht lüstern würde;
Nicht aus des Mannes Zunge,
Daß sie nicht schwatzhaft würde;
Nicht aus des Mannes Ohren,
Sie horchte sonst nach allem;

Nicht aus des Mannes Händen,
Sie griffe sonst nach allem;
Nicht aus des Mannes Füßen,
Sie liefe sonst nach allem:
Er schuf sie aus der Ribbe,
Der unbescholtnen Ribbe;
Doch haben ihre Töchter
Von jedes Gliedes Fehler
Ein kleines Theil bekommen.

4. „Wer ein tugendhaft Weib gefunden, hat einen größern Schatz, denn köstliche Perlen.“

Einen solchen Schatz hatte Rabbi Meir, der große Lehrer, gefunden. Er saß am Sabbath in der Lehrschule und unterwieß das Volk. Unterdessen starben seine beyden Söhne, beyde schön von Wuchs und erleuchtet im Gesetze. Seine Hausfrau nahm sie, trug sie auf den Söller, legte sie auf ihr Ehebette und breitete ein weißes Gewand über ihre Leichna-

me. Abends kam Rabbi Meir nach Hause. — Wo sind meine Söhne, fragte er, daß ich ihnen den Segen gebe? — Sie sind in die Lehrschule gegangen, war ihre Antwort. — Ich habe mich umgesehen, erwiederte er, und bin sie nicht gewahr worden. —— Sie reichte ihm einen Becher; er lobte den Herrn zum Ausgange des Sabbaths, *) trank und fragte abermals: Wo sind meine Söhne, daß sie auch trinken vom Wein des Segens? — Sie werden nicht weit seyn, sprach sie, und setzte ihm vor zu essen. Er war guter Dinge, und als er nach der Mahlzeit gedankt hatte, sprach sie: Rabbi, erlaube mir eine Frage! — So sprich nur, meine Liebe! antwortete er. — Vor wenig Tagen, sprach sie, gab mir jemand Kleinodien in Verwahrung, und jetzt fordert er sie zurück. Soll ich sie ihm wiedergeben? —

*) Eine Ceremonie der Juden beym Ein- und Ausgange eines Festtages, und vornehmlich des Sabbaths.

Dieß sollte meine Frau nicht erst fragen, sprach Rabbi Meir. Wolltest du Anstand nehmen, einem jeden das Seine wiederzugeben? — O nein! versetzte sie; aber auch wiedergeben wollte ich, ohne dein Vorwissen, nicht. —— Bald darauf führte sie ihn auf den Söller, trat hin und nahm das Gewand von den Leichnamen. — Ach meine Söhne! jammerte der Vater; meine Söhne ... und meine Lehrer! Ich habe euch gezeugt, aber ihr habt mir die Augen erleuchtet im Gesetze. — Sie wendete sich hinweg und weinte. Endlich ergrif sie ihn bey der Hand und sprach: Rabbi, hast du mich nicht gelehrt, man müsse sich nicht weigern wiederzugeben, was uns zur Verwahrung vertraut ward? Siehe, der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen; der Namen des Herrn sey gelobet! — Der Namen des Herrn sey gelobet! stimmte Rabbi Meir mit ein. Wohl heißt es: „Wer ein tugendhaft Weib gefunden, hat einen größern Schatz,

denn köstliche Perlen. Sie thut ihren Mund auf mit Weisheit, und auf ihrer Zunge ist holdselige Lehre.“

## 5. Unterredung eines Weltweisen mit einem Rabbi.

Ein Weltweiser sprach zu einem Rabbi: Euer Gott nennet sich in seiner Schrift einen Eiferer, der keinen andern Gott neben sich dulden kann, und giebt bey allen Gelegenheiten seinen Abscheu wider den Götzendienst zu erkennen. Wie kommt es aber, daß er mehr die Anbeter der Götzen, als die Götzen selbst zu hassen scheint? — Ein gewisser Fürst, antwortete der Rabbi, soll einen ungehorsamen Sohn haben. Unter andern nichtswürdigen Streichen mancherley Art hat er die Niederträchtigkeit, seinen Hunden des Vaters Namen und Titel zu geben. Soll der Fürst auf den Prinzen, oder soll er auf die Hunde zürnen? — Wenn aber Gott die Götzen ausrottete, erwiederte

jener, so würde weniger Gelegenheit zur Verführung seyn. — Ja, versetzte der Rabbi, wenn die Thoren bloß Dinge anbeteten, an welchen weiter nichts gelegen wäre. Allein sie beten auch Sonne, Mond, Gestirne, Flüsse, Feuer, Luft, u. d. g. an. Soll der Schöpfer, um dieser Thoren willen, seine Welt zu Grunde richten? Wenn jemand Getraide stiehlt und es einsäet; soll das Getraide nicht aufschießen, weil es gestohlen ist? Soll eine sündliche Beywohnung darum nicht fruchtbar seyn, weil sie sündlich ist? O nein! der weise Schöpfer läßt der von ihm selbst so wohlgeordneten Natur ihren Lauf. Der Unvernünftige, der sie mißbraucht, wird schon zur Rechenschaft gefordert werden.

Wider die Vergeltung nach dem Tode machte ihm der Weltweise folgenden Einwurf. Wenn Leib und Seele getrennt sind, wem wird die Schuld der begangenen Sünden zugerechnet? Dem Leibe wahrlich nicht; denn

dieser liegt, wenn die Seele Abschied nimmt, wie ein Erdklos da, und würde, ohne die Seele, auch nie haben sündigen können. — Und die Seele? Ohne das Fleisch würde sie sich eben so wenig mit der Sünde befleckt haben. Sie schwebt in der reinsten ätherischen Luft, so bald sie durch den Leib nicht mehr an die Erde gefesselt ist. Welches von beyden soll also der Gegenstand der göttlichen Gerechtigkeit seyn?

Die Weisheit Gottes, antwortete der Rabbi, kennet zwar allein die Wege seiner Gerechtigkeit. Indessen ist dem Sterblichen zuweilen vergönnt, auf die Spur davon zu kommen. Jener Hausherr hatte in seinem Obstgarten zween Sklaven, davon der eine lahm und der andere blind war. Dort sehe ich köstliche Früchte, sprach der Lahme zum Blinden, an den Bäumen hangen. Nimm mich auf deine Schulter; wir wollen davon brechen. Dieß thaten sie und bestahlen ihren Wohlthäter, der

sie, als unbrauchbare Knechte, bloß aus Mitleiden ernährte. Er kam und stellte die Undankbaren zur Rede. Jeder schob die Schuld von sich, indem der Eine sein Unvermögen, die Früchte zu sehen, der Andere sein Unvermögen, zu ihnen hinanzukommen, vorschützte. Was that aber der Hausherr? Er setzte den Lahmen auf den Blinden, und strafte sie in der Lage ab, in welcher sie gesündiget hatten. — So auch der Richter der Welt mit des Menschen Leib und Seele.

### 6. Der Lehrer und der Schüler.

Der Lehrer. Du willst die Buße verschieben? — Wohl! So lange es dir gefällt. Nur beßre dich Einen Tag vor deinem Tode!

Der Schüler. Weiß ich den Tag, wann ich sterben werde?

Der Lehrer. Wenn du diesen nicht weißt, so ist kein anderer Rath, als heute noch anzufangen.

7. „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieb haben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Vermögen.“

Wer seinen Gott so liebet, wird die Schuldigkeit einsehen, ihm für das Böse, das er uns wiederfahren läßt, eben so inbrünstig zu danken, als für das Gute. — Unter der tyrannischen Regierung der Griechen ward einst den Israeliten bey Lebensstrafe verboten, in ihrem Gesetze zu lesen. Rabbi Akiba hielt gleichwohl öffentliche Versammlung, und unterwieß im Gesetze. Ihn fand Pappus, Sohn Juda, und sprach: Akiba! Fürchtest du nicht die Drohungen dieser Grausamen? — Ich will dir eine Fabel erzehlen, sprach R. Akiba, die mit unsern Umständen viel Aehnliches hat. Der Fuchs gieng einst am Ufer des Flusses auf und nieder, und sah die Fische bald hier bald dort sich zusammendrängen. — Was lauft ihr

da so ängstlich umher? fragte der Fuchs. — Die Menschenkinder werfen dort ihre Netze aus, antworteten die Fische, und wir suchen ihnen zu entkommen. — Wißt ihr was? erwiederte der Fuchs. Kommt zu mir aufs Trockne! Wir wollen an einen sichern Ort ziehen, wo euch kein Fischer nachstellen soll. — Bist du der Fuchs, war ihre Antwort, den man sonst für das Klügste unter den Thieren hält? Du mußt das Einfältigste seyn, wenn du uns diesen Rath im Ernste ertheilest. Siehe! Hier ist für uns das Element des Lebens. Weil wir hier unsicher sind, räthst du uns, in das Element des Todes zu fliehen? — Die Anwendung, Sohn Juda! ist leicht. Die Lehre Gottes ist für uns Element des Lebens; denn so stehet von ihr geschrieben: Sie ist dir Leben und Länge der Tage. Werden wir gleich in diesem Elemente verfolgt, so müssen wir es darum nicht verlassen und ins Element des Todes flüchten.

Nicht lange, so ward Rabbi Akiba verrathen, in Verhaft genommen und in einen Kerker gesperrt. Aber Pappus, der Sohn Juda, ward auch verläumdet, eingezogen und in dasselbe Gefängniß gesetzt. — Was hat dich hiehergebracht, Pappus? fragte Rabbi Akiba. — O wohl dir, Rabbi Akiba! antwortete Pappus, der du leidest, weil du dich der Lehre Gottes angenommen hast; aber wehe dem Pappus, der leiden muß, weil er sie vernachläßiget hat!

Rabbi Akiba ward zum Tode geführt. Unter den entsetzlichsten Martern, womit sie ihn hinrichteten, kam die Stunde, das: Höre Israel! zu lesen. „Höre, Israel! der Herr, unser Gott, ist ein einiger Gott. Und du sollst den Herrn, deinen Gott, lieb haben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Vermögen.“ *) — In der Vorbereitungsandacht

*) Dieses Kapitel der Schrift wiederholt jeder Jude zweymal des Tages, nachdem er sich

unterwarf sich Rabbi Akiba der göttlichen Regierung mit Freude und kindlicher Ergebenbenheit. Seine Schüler verwunderten sich über diese Fassung seines Gemüths unter solchen Quaalen. — O meine Lieben! sprach ihr Lehrer; zeitlebens habe ich nach der Gelegenheit gebänget, dieses göttliche Gebot halten zu können, den Herrn, meinen Gott, von ganzem Herzen und von ganzer Seele zu lieben. Jetzt, da sie mir geworden, muß ich sie nicht vernachläßigen. Er weilte so lange bey den Worten: ein einiger Gott! bis sein Geist ihn verließ. Und eine Stimme ließ sich vom Himmel vernehmen: Wohl dir, Akiba, dessen Geist sich unter solchen Worten emporschwang! Gehe ein zu der ewigen Seligkeit, die hier dein Lohn ist!

D.

Die Fortsetzung künftig.

---

durch Vorbereitungsgebete dazu angeschickt hat.

# Achtzehntes Stück.

## An Herrn Z***

Sie begehen einen Fehler, mein Freund, der sehr verzeihlich ist; denn gewissermaßen hat ihn Sokrates selbst begangen. Sie wollen die Dichtkunst ganz auf unmittelbare Beförderung der Tugend, auf unmittelbare Erweckung edler und rechtschaffner Gesinnungen einschränken. Aber Sie begehen noch einen andern Fehler, den Sokrates nicht begieng: Sie wollen auch, daß man das, was Sie für den höchsten Zweck der Dichtkunst halten, in der eignen Theorie derselben zum Grundsatz mache. — Sehen Sie hier die Ursachen, warum ich in beyden Punkten von Ihnen abgehe.

Das dichterische Talent, wie Sie wissen, liegt in einer vorzüglichen Stärke und Vollkommenheit der untern, oder wenn Sie lieber

wollen, der ästhetischen Seelenkräfte. Die Gabe, sich das Abwesende gegenwärtig zu machen, mit blosmöglichen Vorstellungen sich so zu täuschen, als ob sie Wirklichkeit hätten, fremde oft weitgetrennte Ideen in Verbindung zu bringen, und leicht von allem, was die Neigungen des menschlichen Herzens interessiren kann, gerührt zu werden; mit einem Worte: Phantasie, Fiktionsvermögen, Witz, empfindliches Herz machen den Dichter. Die Schönheiten, die das Genie vermittelst dieser Kräfte hervorbringt, können den Leser nicht beschäfftigen, nicht ergötzen und rühren, ohne daß die ähnlichen Kräfte seiner eignen Seele einen vortheilhaften Eindruck dadurch bekämen. In der geistigen Welt herrscht eben das geheime Verständnis unter den Kräften, das in der physischen herrscht: alle umgebenden ähnlichen Kräfte erwachen, sobald die eine im Spiel ist; alle gerathen in Unruhe, in Thätigkeit; und wie nichts in der Natur plötzlich auf-

hört, ohne Folgen zurückzulassen, so ist auch keine solcher Uebungen fruchtloß für diese Kräfte. Jeder neue Gebrauch dient, in der geistigen, wie in der physischen Welt, zur Erhöhung der Kraft; jede neue Aeußerung macht zu künftigen Aeußerungen der Thätigkeit geschickter. Nicht genug also, wenn wir bey der lebendigen Schilderung eines Dichters unsre Phantasie erhoben fühlen, daß wir nun um dieses Eine Gemälde reicher geworden; nicht genug, wenn wir der Geschwindigkeit seines Witzes folgen, daß wir nun dieses Eine von ihm bemerkte Verhältniß von Ideen kennen; nicht genug, wenn wir von seinen Empfindungen zur innigsten Theilnehmung hingerissen worden, daß wir nun mit diesem Einen Gefühle sympathisirt haben: unsre ganze Phantasie ist nun lebhafter, unser ganzer Witz ist nun schneller, unser ganzes Herz ist nun weicher geworden. Nicht nur dieß Einemal haben die ähnlichen Kräfte unsrer Seele mit-

gewirkt: auch zu künftigem Wirken haben sie mehr Fähigkeit, mehr Trieb, mehr Spannung erlangt.

Eben darinn nun, liebster Freund, würde ich den wahren, den höchsten Endzweck der Dichtkunst suchen. Unsre Glückseligkeit, wie wir alle einig sind, liegt in der Vollkommenmenheit unsrer Natur; unsre Natur besteht aus allen uns anerschaffenen Kräften: und wer also die eine oder die andre erhöht, es sey welche es wolle; der hat zu unsrer Vollkommenheit, zu unsrer Glückseligkeit beygetragen. Es ist eine irrige Vorstellungsart, wenn man sich die Belustigung, die ein Gedicht giebt, entweder bloß als schädlich, oder bloß als Belustigung, ohne Einfluß aufs Künftige, denkt. Sie hat allemal ihren Einfluß, und ihren nützlichen Einfluß; nur daß man freylich auf der einen Seite mehr verderben kann, als man auf der andern Seite gut gemacht hat.

Schließen Sie hieraus weiter auf die wah-

re Vorschrift für die Anwendung der dichterischen Talente! Es ist nicht nothwendig, daß der Dichter allemal auf unmittelbare Beförderung der Tugend, auf unmittelbare Erweckung edler und rechtschaffner Gesinnungen arbeite: das sittliche Gefühl ist nicht das einzige Vermögen der Seele, das er vervollkommen kann und vervollkommen soll; es gehört nur mit in die Reyhe mehrerer Kräfte, die alle geübt und erhöht seyn wollen, und die Uebung der einen Kraft schließt nicht nothwendig die Uebung aller andern in sich. — Aber, so wie am Körper der eine Sinn der edlere, höhere ist, der dem Geiste reichere und mannichfaltigere Jdeen zuführt; so wie am Körper der eine Sinn zum Nachtheil der andern geübt werden kann; so wie am Körper die Sinne auf die unrechten Gegenstände können gerichtet, zu falschen Wirkungen, die sie nicht haben sollten, können verwöhnt werden: eben so ist in der Seele die eine Kraft die edlere, höhere, schätzbarere,

eben so läßt sich in der Seele die eine Kraft zum Nachtheil der andern stärken; eben so können die Kräfte der Seele an den unrechten Gegenständen geübt, zu falschen Wirkungen, die sie nicht haben sollten, verstimmt werden.— Und so, wie man in Ansehung des Körpers, mehr den Sinn des Gehörs, als den Sinn des Geschmacks schärfen, nicht, um den Geruch zu ergötzen, das Auge kränken, nicht die Fibern des Gefühls zu unnatürlichen Kitzelungen verwöhnen soll: eben so soll man, in Ansehung der Seele, zur Unterstützung ihrer edelsten und höchsten Kräfte am liebsten wirken; nicht die untern gegen die höhern empören, nicht den Kräften eine Richtung geben, die wider die Absichten der Natur ist. Der Dichter soll zwar die Einbildungskraft stärken, aber nicht so, daß er die Vernunft zerrütte; er soll den Witz schärfen, aber nicht so, daß die geselligen Tugenden leiden; er soll die Liebe besingen, aber nicht so, daß wir ihren Ausschwei-

fungen, oder wohl gar ihren unnatürlichen Ausartungen Beyfall geben. —

So im Allgemeinen, mein Freund, werden Sie mir meinen Grundsatz hoffentlich gelten lassen; denn eigentlich ist er nichts, als der erweiterte und verbesserte Ihrige: aber bey der Anwendung auf einzelne Fälle mögten wir leicht wieder uneins werden. Eben in dieser Anwendung, deucht mir, ist Sokrates, oder wenn Sie lieber wollen, Plato zu weit gegangen. — Zwar, was die griechische Mythologie betrift, so hatte er für sie einen Gesichtspunkt, der heutiges Tages wegfällt; denn was jetzt zur bloßen poetischen Fiktion geworden, das war damals wirklicher Glaube des Volks: und manche Vorstellungsart konnte also zu jener Zeit einen Einfluß haben, den wir jetzt nicht mehr fürchten dürfen. Allein, auch in Ansehung des Sittlichen scheint mir Plato hie und da vor Irrlichtern zu warnen die bloß in seiner Einbildung schweben; er

scheint mir zu oft das Unmoralische des Gegenstandes mit dem Unmoralischen der Schilderung zu verwechseln. — Doch wir wollten ja nicht die Anwendungen der Regel, sondern nur die Regel bestimmen: und da wir diese bereits gefunden haben, so fragt sich nur noch, wo wir sie hinsetzen wollen? ob in die Theorie der Dichtkunst selbst, oder in die Moral?

Die Moral, wie wir wissen, richtet ihren Blick nicht bloß auf einige, sondern auf alle Kräfte unsrer Natur; sie betrachtet jede in dem Verhältnis, worinn sie zur Vollkommenheit unsers ganzen Wesens steht, und sucht sie alle in diejenige Harmonie zu stimmen, von der unsre Glückseligkeit abhängt. Hingegen die Theorie der Dichtkunst hat einen weit engern Umfang; denn da die Dichtkunst selbst nur auf die untern oder ästhetischen Kräfte der Seele wirkt, so kann auch jene Theorie nur auf diese Kräfte Rücksicht nehmen. Der Gegenstand derselben ist die sinnliche Vollkom-

menheit oder die Schönheit: also bloß diese, insoferne sie durch die Sprache, die das Medium der Dichtkunst ist, erreicht werden kann, ist der eigentliche Gegenstand der Poetik. Will diese Wissenschaft auf mehr, als auf Schönheit, will sie auf Vollkommenheit dringen, die nicht fürs Anschauen kommt, nicht fürs Empfinden gehört, oder wenn Sie mir dieses Kunstwort erlauben wollen, die nicht Phänomen ist; so vergißt sie ihrer eigentlichen Bestimmung, und verirrt sich aus ihren Grenzen.

Es ist mit dem Poetischguten, wie mit dem Poetischwahren beschaffen; die Vernunft, die ins Innre und auf die Folgen sieht, schätzt es nach einem ganz andern Maaßstabe, als die sinnliche Erkenntnis. Was bekümmerts den Dichter, der bloß für die Einbildungskraft schreibt, ob nicht vielleicht der Vernunft, nach einer philosophischen Analyse der Begriffe, die Dinge ganz anders erscheinen, als sie sich jener mahlen? Was fragt er nach Widersprü-

chen, die es nicht unmittelbar für die sinnliche Erkenntniß sind, sondern erst durch mühsames Ueberdenken und Entwickeln herausgebracht werden? — Es mag seyn, daß jenes goldene Zeitalter, worein sich der Dichter versetzt, nicht vorhanden, nicht einmal möglich war; daß sich bey einer so einfachen und bedürfnisfreyen Lebensart, in so kleinen und eingeschränkten Gesellschaften, die Vernunft, die Sitten, die Empfindungen nicht zu so einem Grade verfeinern konnten: was thut das alles dem Dichter, der nur unsre Phantasie täuschen, uns nur in einen angenehmen Traum wiegen, uns nur anziehen, rühren, ergetzen wollte? Hat er den Widerspruch zu verbergen gewußt; ist er seiner Voraussetzung treu geblieben; hat er dem Irrthum die Gestalt der Wahrheit gegeben: so hat er alles gethan, was die Gesetze seiner Kunst von ihm fordern. Fehler wider die Logik mag er in Menge begangen haben; wider die Dichtkunst hat er keinen begangen.

Machen Sie die Anwendung, mein Freund, von dem ästhetischen Wahren auf das ästhetische Gute! Die Dichtkunst fordert weiter nichts, als daß der Dichter nicht unmittelbar das moralische Gefühl beleidige, oder daß er sich vor dem Gegentheil des sittlichen Schönen hüte, welches allerdings eine Hauptquelle des dichterischen Schönen ist. Um die innre sittliche Güte ist sie eben so unbekümmert, als um die innre logische Wahrheit. Mag doch die Vernunft gegen die Empfindungen und Leidenschaften streiten, in die uns der Dichter hineinzieht; mag sie doch die Denkungsart, die wir unvermerkt mit ihm annehmen, als schwärmerisch, als leichtsinnig verwerfen; mag sie doch die Charaktere, Gesinnungen, Handlungen, für die er uns einnimmt, die er uns als gut, als liebenswürdig abzubilden weiß, als falsch, als unwürdig tadeln: was geht das alles die Dichtkunst an, die allein aufs Schöne sieht? allein mit der Empfindung zu

thun hat? die zufrieden seyn muß, wenn der Mangel der sittlichen Güte des Werks nur nicht Phänomen wird, nur nicht in fühlbare sittliche Häßlichkeit ausartet? Der Dichter hat das Seinige gethan, als Dichter; wer ihn verklagen will, muß sich nicht an dem Richterstuhl der Kritik, er muß sich an den höhern Richterstuhl der Moral wenden.

Wenn nun dem so ist, liebster Freund, so kann der Grundsatz, daß der Dichter auf Beförderung der Weisheit und Tugend arbeiten soll, unmöglich in die eigene Theorie der Dichtkunst kommen. Er würde ohne alle Verbindung, nicht als Erkenntnisgrund, sondern als bloße unfruchtbare Maxime da stehn; nicht im Werke selbst, etwa in der Einleitung, im Anhang. Ohngefähr, wie in der Kriegskunst die nicht weniger wichtige Maxime da stehen würde: daß kein Staat den andern bekriegen soll, als zur Vertheydigung seiner Rechte, und zum Schutz seiner Unterthanen. Der gerechte

Krieg wird nicht anders, als wie der ungerechte, geführt; alle kriegerischen Evolutionen geschehen hier wie dort, und dort wie hier: und wenn Folard entscheiden soll, so ist immer Cäsar der ungleich größere Held, als Pompejus, obgleich jener sein Vaterland umzustürzen, dieser es aufrecht zu halten sucht. Eben also wird das sittliche Gedicht nicht anders, als wie das unsittliche, geschrieben; und wenn es bloß auf den Ausspruch eines kritischen Aristarchs beruht, so ist immer Voltaire der unendlich bessere Dichter, als Racine der Sohn ist.

Wird aber dadurch jenen Maximen nur das Geringste von ihrer Wahrheit oder von ihrer Verbindlichkeit entzogen? Ich denke nicht, liebster Freund. Denn was für die Kriegskunst kein Grundsatz ist, das bleibt noch immer einer für den Krieger; was für die Dichtkunst keiner ist, das bleibt noch immer einer für den Dichter.

In theoretischen Wissenschaften, wo man uns die Dinge kennen lehrt, wie sie sind, macht man häufig Absonderungen der Begriffe, die man in die Wirklichkeit selbst nicht hinübertragen kann, ohne in Irrthümer zu fallen. In praktischen Wissenschaften, wo man uns vorschreibt, was zu thun sey, macht man ähnliche Absonderungen; aber in die Wirklichkeit selbst darf man sie gleich wenig hinübertragen. Die Dichtkunst schreibt freylich nur vor, was der Dichter zu thun hat, insoferne er nichts ist, als Dichter: aber ist er denn in der That weiter nichts? Ist er denn nicht auch Mensch? nicht auch Unterthan Gottes? nicht auch Glied der Gesellschaft? nicht auch Bürger des Staats? Und in so fern er dieß alles ist; hat er nicht andre Pflichten, die wichtiger und nothwendiger sind, mit jenen zugleich zu erfüllen? Er kann nie zu sich sagen: Ich will jetzt nichts seyn, als Dichter, unbekümmert um meine andern Verhältnisse! Wenn er diese Verhältnisse

nicht aufheben kann — und wie ist es ihm möglich, daß er sie aufhebe? — so kann er sich auch nicht von den Pflichten, die sie ihm auflegen, freysprechen. Auch würden wir, seine Leser, diese willkührliche Trennung seiner selbst, diese spitzfindige Absonderung seiner Verhältnisse zu ahnden wissen. Insofern er Dichter ist, sind wir nur seine Kunstrichter; aber wir sind auch seine Sittenrichter, insofern er Mensch ist: und wehe ihm, wenn ihm an dem Tadel des Sittenrichters weniger liegt, als an dem Spotte des Kunstrichters!

So wie ich mich hier erklärt habe, mein Freund, bleibt der Unterschied, auf den wir am Ende hinauskommen, nur sehr geringe. In der Sache selbst sind wir nur wenig uneins; es ist beynahe das Nehmliche, was wir von einem Aristoteles wollen vorgetragen haben; wir streiten nur noch, ob er es lieber in der Poetik vortragen soll, oder in der Moral und Politik? Was er gethan hat, wissen Sie

selbst; und wenn es also auf Autoritäten ankommt, so habe ich die meinige, so gut wie Sie die ihrige haben. — Doch wenn Sie auch die Gedanken des Philosophen, von dem Sie in in Ihrem Briefe ausgehn, etwas genauer und in ihrem ganzen Zusammenhange erwägen, so werden Sie finden, daß er eher auf meiner Meynung, als auf der Ihrigen ist, und daß ich seine Ideen nicht sowohl widerlegt, als vielmehr gesammelt und kommentirt habe.

Ich bin, u. s. w.

## Neunzehntes Stück.

# Elisabeth Hill.

Frau Elisabeth Hill war eine junge und reiche Wittwe zu R*** in Schwaben. — Es hielt sehr schwer, aus ihr klug zu werden; denn die Frau war nie, was sie schien, und ohne Unterlaß war sie anders.

So lange noch in dem Städtchen ein gewisser Hofrath lebte, der ein großer Freund von galanten Lektüren war, that sie vom Morgen bis in den Abend nichts, als Romanen lesen. Da der starb und ein Doktor der Arzenenkunst hinkam, der viel auf Schmäuse und Bälle hielt, gab sie die Bücher auf, und legte sich aufs Putzen und Tanzen. Endlich, da der Landsherr einen sehr frommen Superintendenten an den Ort setzte, der bis dahin

noch keinen gehabt hatte, trug sie sich nicht anders, als aschgrau, und hielt geistliche Konventikel.

Ueber diese plötzliche Veränderung der Frau Hill herrschten unter den Gelehrten der Stadt dreyerley Hauptmeynungen. Der Rektor der Schule, der ein schöner Geist und Mitarbeiter an einem gelehrten Journal war, ward am leichtesten fertig; denn er behauptete: die Frau Hill hätte keinen Charakter, und ließe sich von einem Dichter weder im Roman, noch auf dem Theater brauchen.

Der Superintendent und die andern Geistlichen dachten viel, weder an Theater, noch an Roman. — Die Frau Hill, sagten sie, war ein Weltkind, das anfangs durch Lesen verbotner Schriften nur im Stillen sündigte, dann aber auf dem Wege des Verderbens tiefer hineingerieth, und sich öffentlich durch Springen und Tanzen zur Schau stellte. Jetzt, da sie die Gnade ergriffen, hat sie sich aufrichtig bekehrt.

Der Doktor sah auf den Leib und ganz und gar nicht auf die Seele der Frau Hill, weder kritisch, noch theologisch. — Die Frau, sagte er, hat sich anfangs durch vieles Sitzen beym Lesen und dann durch vieles Nachtschwärmen auf den Bällen verderbt, und dickes Geblüt erzeugt. Ein Paar Aderlässe und im Frühjahr einige Flaschen Selzer sollten ihr gut thun.

Die Herren, wie man sieht, hatten sämmtlich zu einem System geschworen; das will sagen: sie hatten jeder eine gefärbte Brille auf, durch die sie alles auf einerley Art und nichts recht klar sahen. — Gleichwohl, da die übrigen Einwohner sich ihrer Blödsichtigkeit bewußt waren, und in die Brillen der Herren großes Vertrauen setzten; so nahm ein jeder eine dieser Meynungen an, je nachdem er mehr mit diesem ode mit jenem zusammenhieng, oder sonst seine Ursachen hatte.

Der Buchbinder, der an der Menge geistli-

cher Quartanten und Folianten, die er für die Frau Hill zu beschicken hatte, viel Geld verdiente, war der vortheilhaften Meynung der Geistlichkeit, und wünschte ihr aufrichtig Glück zu ihrer Bekehrung.

Der Schneider, der viel verdient hatte, und nun nichts mehr verdiente, trat der härtern Meynung des Doktors bey, und machte aus einem kleinen Ansatz zur Melancholie eine völlige Narrheit.

Der Schuster, der etwa noch die Hälfte verdiente, war der gemäßigten Meynung des Rektors, und bedaurte nur, daß so eine gute Frau, wie die Frau Hill, so veränderlich wäre, und niemals wüßte, was sie recht wollte.

Ein einziger ganz gemeiner Mann in der Stadt, ein Leinewandhändler, der sein natürlich gutes Gesicht durch keine Brille verderbt und auch sonst mit der Frau Hill nichts zu theilen hatte — denn sie trug keine Leinewand, als aus Holland; — dieser war klüger, als alle, und traf glücklich das rechte Fleckchen.

Denn da er einst Sonntags mit den übrigen Bürgern im Gasthoff zusammen kam, und der Buchbinder mit einem andächtigen Seufzer anfieng: die Gnade hätte an der Frau Hill ein Großes gethan; da behauptete der Leinewandhändler ihm ins Gesicht, die Gnade hätte an ihr nichts gethan, ganz und gar nichts. Eben so widersprach er dem Schneider, der sie für wahnsinnig hielt, und dem Schuster, der sein altes Klagelied sang, sie wüßte nie, was sie wollte.

Die Frau, sagte er, weiß gar wohl, was sie will; und wenn ihr guten Leute nicht alle den Staar hättet, so wüßtet ihrs auch. — Sagt mir doch nur: Als der selige Hofrath noch lebte; wer war da der respektabelste Mann hier im Städtchen? Der Hofrath! — Und als der starb und der Doktor herkam; vor wem nahmen wir da am tiefsten die Hüte ab? Vor dem Doktor! — Und als der Landsherr den Superintendenten hersetzte; wer galt da

mehr, als der Doktor? Der Superintendent! — Denkt dem Umstande ein wenig nach, ihr Leute! Da wird sichs finden.

Die Bürger lachten und meynten sämmtlich: so wenig der kleine Leinewandhändler darnach aussähe, so dick hätt ers hinter den Ohren. Dieß freute ihn nun gar sehr: denn er hatte gern, daß man ihm Recht gab. — Ja, setzte er noch mit einem lauten Faustschlag hinzu; laßt den Superintendenten sterben und keinen andern kommen! so wett ich euch Kopf und Kragen, sie geht wieder zum Doktor.

Das geschah nun zwar nicht, aber es geschah etwas anders. Denn der Landsherr, der gar ein gottseliger Herr war, rief den Superintendenten an den Hof, um ihn zum Beichtvater zu machen, und legte bald darauf ein Bataillon Truppen an den Ort, das einen gar stattlichen Mann zum Major hatte. — Es vergieng kein Monat, so speiste der Major bey Frau Hill, und Frau Hill beym Major. Nun

ward des Majors Gemahlinn von der ganzen Stadt, wegen ihrer feinen Gestalt und ihres zierlichen Anstandes, sehr bewundert, wenn sie als Amazone zu Pferde saß. Frau Hill, die sich keiner schlechtern Gestalt und keines unebnern Anstandes bewußt war, hatte flugs ihren Gaul im Stall, und erschien, in Grün mit Gold, an der Seite der Frau Majorinn, als Amazone.

Die Frau hat keinen Charakter! triumphirte der Rektor, als sie die Klasse vorbey ritt.— Die Frau ist aus der Gnade gefallen! seufzte ein Geistlicher, der von einem Krankenbesuche zurückkam. — Die Frau hat diät gelebt und macht sich Bewegung, sagte der Doktor, der mit seiner Morgenpfeife in der Thüre stand; sie wird wieder werden!

So fanden die Herren alle drey in ihrem eigenen System einen Schlupfweg, durch den sie sich aus dem Handel zogen, und was sie von ihren Gedanken hätte abbringen sollen,

bestättigte sie darinn. — Aber der Leinewandhändler trafs wieder besser; denn da ihm Frau Hill vor dem Thor an der Bleiche begegnete, schüttelte er den Kopf und sagte in sich: Sieh! Sieh! Was nicht Eitelkeit thut!

* * *

Lacht über mein Geschichtchen, so viel ihr wollt! Es hat das Verdienst, daß es wahr ist: und wenn ihr Acht gebt, so werdet ihrs mannichfaltig anwenden können.

## Zwanzigstes Stück.

# Der arme Jakob, der genug hat.*)

Meine lieben Freunde! Die Abgaben sind freylich schwer; und hätten wir nicht mehr, als die zu bezahlen, die uns die Obrigkeit auflegt, so könnten wir leicht damit fertig werden; aber wir haben noch ganz andre, und die den meisten unter uns noch weit mehr zur Last fallen. Unsre Faulheit macht unsre Abgaben doppelt, unsre Eitelkeit macht sie dreyfach, und unsre Thorheit vierfach. Es giebt keinen Landesverordneten, der uns von diesen Abgaben befreyen, oder uns einigen Nachlaß verschaffen könnte. Indessen hört einen guten Rath an: es läßt sich noch etwas für euch

*) Aus einem Amerikanischen Almanach.

thun. Gott hilft denen, die sich selber helfen, sagt der arme Jakob.

Man würde eine Regierung für fehlerhaft halten, die dem Volke auflegte, den zehnten Theil seiner Zeit auf öffentliche Frohndienste zu wenden; aber die Faulheit legt den meisten unter uns noch weit mehr auf. Der Müßiggang verkürzt nothwendiger Weise unser Leben, indem er uns schwächer macht. Der Müßiggang ist ein Rost, der mehr angreift, als die Arbeit selber. Je mehr man einen Schlüssel braucht, je reiner wird er, sagt der arme Jakob. Liebst du nun das Leben, so verderbe die Zeit nicht; denn sie ist das Zeug, woraus das Leben gemacht ist. Wie viel verlieren wir nicht dadurch, daß wir mehr schlafen, als uns Noth thut, ohne daran zu denken, daß der schlafende Fuchs kein Huhn fängt, und daß wir lange genug im Grabe schlafen werden. Wenn die Zeit das Kostbarste unter allen Dingen ist, so ist die Verschwendung

der Zeit die größte unter allen Verschwendungen. — Faulheit findet alles zu schwer; der Fleiß macht alles leicht. Wer spät aufsteht, der mag den ganzen Tag laufen; am Abend wird er kaum so viel finden, als er bedarf. Denn Fahrläßigkeit geht so langsam, daß Armuth sie bald einholt. Treibe dein Geschäft, damit dein Geschäft nicht dich treibt. Zeitig zu Bett gehen und zeitig aufstehen macht den Menschen klug, reich und gesund, wie der arme Jakob abermals sagt.

Was hilft es, beßre Zeiten zu wünschen und zu hoffen? Strenge dich an, so werden die Zeiten besser. Fleiß hat nicht nöthig zu wünschen; und wer sich mit Hoffnungen speiset, der stirbt vor Hunger. Es giebt keinen Vortheil ohne Mühe: Ich helfe mir mit meinen Händen fort, weil ich keine Ländereyen habe, und wenn ich welche habe, weil sie mit großen Abgaben beschwert sind. Wer ein Handwerk hat, der hat ein standsmäßiges Vermögen,

und wer Kopf hat, der hat ein einträgliches Ehrenamt. Man treibe also sein Handwerk, und brauche seinen Kopf; sonst reicht Vermögen und Amt nicht zu, unsre Abgaben zu bezahlen. Sind wir arbeitsam, so haben wir immer Brodt; denn der Hunger sieht dem Arbeitsamen nur ins Fenster, ins Haus darf er nicht kommen. Die Gerichtsbedienten kommen ihm auch nicht hinein: denn Aemsigkeit bezahlt die Schulden, aber Muthlosigkeit vermehrt sie. — Du hast keinen Schatz gefunden? kein reicher Verwandter hat dich zum Erben eingesetzt? Recht gut! Arbeitsamkeit ist des Glückes Mutter; Arbeit belohnt Gott. Bestelle dein Feld, wenn der Faule schläft, so wirst du Korn haben, wovon du leben und wovon du verkaufen kannst. Arbeite heute; denn du weißt nicht, was dich morgen daran verhindern kann. — Wenn du dienen müßtest, würdest du dich nicht schämen, wenn dein gütiger Herr dich müßig anträfe? Bist du nicht

dein eigener Herr? Schäme dich also, dich selbst müßig anzutreffen, da du so viel für dich, für dein Haus, für dein Vaterland und für deinen König zu thun hast.

Mich dünkt, ich höre jemand fragen: Soll man sich denn gar keine müßige Stunde erlauben? Ich antworte, wie der arme Jakob: Willst du Muße haben, so wende die Zeit wohl an, und so lange du nicht Herr über eine Minute bist, so verliere keine Stunde. Gute Muße heißt die Zeit, worinn man etwas Nützliches verrichten kann; der Fleißige wird diese gute Muße finden, aber der Fahrläßige erhält sie nimmer. Denn ein Leben voll guter Muße und ein müßiges Leben ist zweyerley. Manche mögten gern von ihrer Geschicklichkeit leben, ohne zu arbeiten; aber sie platzen eher von Mangel als von Ueberfluß. Arbeit hingegen schafft Anmuth, Bequemlichkeit und Achtung. Flieht die Ergetzungen, und sie werden euch nachfolgen. Die fleißige Spinne hat ein großes Gewebe.

Aber Fleiß ist nicht genug; wir müssen auch beständig, nicht läufisch und nicht fahrläßig seyn; wir müssen selbst ein Auge auf unsre Sachen haben, und uns nicht zu viel auf andre verlassen. Denn, wie der arme Jakob sagt, ein Baum, der oft umgepflanzt wird, und eine Familie, die immer herum läuft, gedeihen nicht so gut, als wenn alles an seinem Platze bleibt. — Dreymal umziehen, schadet so viel, als eine Feuersbrunst. — Verlaß deine Werkstatt nicht, so wird deine Werkstatt dich auch nicht verlassen. — Sollen deine Geschäfte gut von statten gehn, so gehe selbst darnach; sollen sie nicht, so schicke darnach. — Wer durch den Pflug reich werden will, muß ihn selbst anfassen oder ihn antreiben. Das Auge eines Herrn schafft mehr, als seine beyden Hände. Nachläßigkeit bringt größern Schaden, als Unwissenheit. — Wer nicht über seine Arbeiter wachet, der läßt ihnen seinen Beutel offen. — In Weltgeschäften hilft Zutrauen weniger, als Mistrauen.

Das sey genug von Arbeit und von Aufsicht auf unsre Geschäfte. Aber zu diesen beyden Dingen muß noch etwas hinzukommen. Wer nicht so zu sparen, als zu gewinnen weiß, der mag die Nase zeitlebens auf dem Mühlstein haben; er wird keine Gerstengrütze hinterlassen. Ist die Küche fett gewesen, so wird die Verlassenschaft mager seyn. Wir haben viel Geld, so wie wir es gewonnen haben, auch wieder verzehrt, seitdem die Weiber über dem Thee das Nähen und Stricken, und die Männer über dem Punsch das Pfropfen und Beschneiden vergessen haben.

Schränkt also eure thörichten Ausgaben ein, so dürft ihr nicht so viel über schwere Zeiten, über drückende Abgaben und über lästige Familien klagen. Denn Weiber und Wein, Spiel und unrichtiger Ueberschlag verringern die Gelder, und vermehren die Bedürfnisse. Mit dem, was ein einziges Laster zu unterhalten kostet, könnte man zwey Kinder unterhal-

ten. Vielleicht glaubt ihr, ein wenig Thee oder Punsch, etwas leckerhaftere Speise, etwas feinere Kleider, und von Zeit zu Zeit einige Lustbarkeiten haben nicht viel zu bedeuten; aber der arme Jakob sagt: Ein leckes Brett kann ein ganzes Schiff versenken.

Ihr habt euch hier zu diesem öffentlichen Verkaufe von allerley Kaufmannsgut und Galanteriewaaren versammelt: ihr nennt dergleichen ein Gut; aber wenn ihr euch nicht in Acht nehmt, so wird es für einige unter euch ein Uebel werden. Denkt an das, was der arme Jakob sagt: Kaufe nur, was du nicht nöthig hast, so wirst du bald verkaufen müssen, was dir unentbehrlich ist. Viele haben sich durch nichts anders zu Grunde gerichtet, als durch ihr wohlfeiles Einkaufen. Scharlach und Seide, Sammt und Atlas löschen das Feuer in der Küche aus.

Der arme Jakob giebt einen sehr guten Rath, wenn er sagt: Der läppische Geschmack

an Putzwerk ist eine gefährliche Thorheit. Eitelkeit ist eine Bettlerinn, die eben so dringend, als die Armuth, aber noch weit unverschämter ist. Habt ihr Ein schönes Stück gekauft, so müßt ihr noch zehn andre kaufen, damit eure ganze Ausstaffirung sich zusammen paßt. Aber, wie der arme Jakob sagt: Wer Eitelkeit zum Mittagsessen hat, bekommt Verachtung zum Abendbrodt; oder: der Stolz frühstückt mit dem Ueberfluß, speißt zu Mittage mit der Armuth, und ißt des Abends mit der Schande.

Welche Thorheit, solcher überflüssigen Dinge wegen Schulden zu machen! Bedenkt, daß ihr, wenn ihr Schulden macht, andern ein Recht über eure Freyheit gebt. Könnt ihr nicht zur rechten Zeit bezahlen, so werdet ihr euch schämen, wenn ihr eure Gläubiger sehet; ihr werdet zittern, wenn ihr mit ihnen sprecht, und nach und nach werdet ihr Treu

und Glauben, und die Scham selbst verlieren, und euch durch grobe und niederträchtige Lügen entehren. Denn Lügen ist die zweyte Stufe des Unrechts, und Schulden machen ist die erste. Schulden lassen die Lügen hinter sich aufsitzen. Armuth schlägt die Großmuth nieder. Ein leerer Sack steht nicht gut aufrecht, sagt der arme Jakob abermals.

Was würdet ihr von einem Fürsten oder von einer Regierung denken, wenn sie euch bey Gefängnißstrafe verböten, euch so zu kleiden, wie andre artige Leute? Ihr gebt euch Mühe, unter eine solche Tyranney zu gerathen, wenn ihr euch des Kleiderstaats wegen in Schulden steckt. Euer Gläubiger hat das Recht, sobald es ihm gefällt, euch eurer Freyheit zu berauben. Wenn ihr nicht im Stande seyd ihm zu bezahlen, kann er euch in ein Gefängniß verschliessen, und euch Zeitlebens darinn sitzen lassen. Als ihr euren Kauf schloßt, da dachtet ihr vielleicht wenig an die

Bezahlung; aber die Gläubiger haben ein besser Gedächtnis, als die Schuldner. Die Gläubiger sind Tagewähler, und geben genau auf Termin und Verfallzeit acht. Der Zahlungstag bricht an, eh ihr noch aufgewacht seyd, und die Schuldforderung ist da, eh ihr zur Befriedigung Anstalten gemacht habt. — Vielleicht seyd ihr gegenwärtig in der Verfassung, daß ihr eine kleine Thorheit begehen könnt, ohne daß sie Folgen hat; aber führt gute Haushaltung für das Alter und für die Nothdurft. Die Thorheit des Morgens währt nicht bis auf den Abend. Euer Gewinn kann von kurzer Dauer und ungewiß seyn; aber eure Ausgaben sind gewiß, und dauren so lange ihr lebt. Nun aber ist es leichter, zwey Feuerheerde zu bauen, als auf einem einzigen beständig Feuer zu unterhalten.

Zum Schluß! Erfahrung hält eine sehr theure Schule; es ist aber die einzige, worinn Narren etwas lernen. Denn einen guten Rath kann man wohl geben, aber eine gute Aufführung kann man nicht geben. Wer sich also nicht rathen läßt, dem ist auch nicht zu helfen.

W.

## Ein und zwanzigstes Stück.

# Briefe über Emilia Galotti.

---

## Vierter Brief.

Der Plan der Emilia Galotti ist, deucht mir, ganz sichtbar aus der Geschichte der Virginie entstanden. Sie wissen, mein Freund, daß es in Italien eine Fürstliche Familie Gonzaga gab, deren jüngere Linie sich von Guastalla schrieb: aber wüßten Sie von irgend einem Gonzaga eine Anekdote, aus der sich ein Trauerspiel, wie Emilia, hätte machen lassen? Ich wenigstens — der ich zwar freylich in der Geschichte der kleinen italienischen Häuser wenig bewandert bin, — wüßte keine: und da auch sonst, in der Ausführung der letzten Scenen, offenbahre Rücksicht auf die Ge-

schichte Virginiens genommen worden; so setze ich um so zuversichtlicher voraus, daß der Dichter die so interessante Katastrophe jener Geschichte genommen, und seinen übrigen Plan ausdrücklich dazu erfunden habe.

Die große Schwierigkeit eines solchen Unternehmens darf ich Ihnen wohl nicht erst erklären; Sie werden sie fühlen. Es scheint mir schon immer nicht die leichtere Arbeit des Genies, von einigen einzelnen unbestimmten Ideen anzufangen, und ihnen durch nähere Bestimmung das Leben und die Wirklichkeit erst zu geben, die sie in ihrer dürftigen Allgemeinheit nicht hatten. Auch zweifle ich sehr, ob jemals ein episches Gedicht so gemacht worden, wie der ehrliche Le Bossü es geträumt hat. Das Genie, so viel ich weiß, arbeitet leichter aus der Wirklichkeit heraus, als in die Wirklichkeit hinein; es gelingt ihm besser, dem schon gefundenen Golde Glanz und Form zu geben, als das Gold selbst durch

alchymistischen Proceß erst hervorzubringen. Je mehr schon die Natur, diese beste Werkmeisterinn, ihm in die Hände gearbeitet: desto bündiger, fester, gleicher wird das Gewebe seines Plans; desto voller, blühender, lebendiger wird sein Werk in der Ausführung. Glückliche Süjets, worinn das Wesentliche schon meistens beysammen ist, aus der wirklichen selbst beobachteten Welt gerissen, geben daher immer die Meisterstücke der Dichter. Sie haben hier weiter nichts zu thun, als daß sie den schon vorhandenen Stoff von allen anklebenden Schlacken reinigen, alle unwesentlichen Theile davon abschneiden, oder wenn ihn die Kunst auch in wesentlichen Theilen nicht brauchen kann, ihn aus der Fülle eben der nahen umgebenden Natur, wo sie ihn heraushoben, zu ergänzen und zu verschönern suchen.

Noch schwieriger ward, in unserm Falle, das Unternehmen dadurch, daß der Dichter aus der Geschichte der Virginie gerade das Letzte, die Katastrophe heraushob. Es scheint mir ausnehmend mißlich, eine so bestimmte Katastrophe von der Reihe von Ursachen, woran sie in der Natur hing, loßzureissen, und sie an eine ganz verschiedene zu knüpfen. Auf was für eine Verbindung von Umständen man auch verfallen, was für eine Gesellschaft von Charakteren man auch versammeln mag, so wird man immer, wenn man sich dem natürlichen Gange der Handlung überläßt, auf ein etwas anderes Ende damit hinauskommen. Verschiedenheit in den Ursachen wird Verschiedenheit in die Wirkungen bringen; und nachdem sie dort wesentlich oder zufällig ist, wird sies auch hier seyn. Am größten aber scheint mir diese Schwierigkeit dann, wenn die Katastrophe so außerordentlich, so ungewöhnlich, wie hier ist. Ein rechtschaffe-

ner Vater durchbohrt seinem einzigen würdigen Kinde das Herz, weil er sonst kein Mittel hat, es vor der Schande zu retten. Wie entsetzlich, wie einzig ist diese That! Wer sollte nicht glauben, daß sie nur in einem eben so einzigen Falle, unter einer eben so einzigen Verknüpfung von Umständen habe geschehen können? Und wie kühn muß also nicht der Dichter scheinen, der damit ganz aus jener Regierungsverfassung, jenen Verhältnissen und Sitten des alten Roms herausgeht, der sich dazu in einer völlig verschiedenen Welt gleich wahre Veranlassungen aufsucht, sich einen gleich bündigen Zusammenhang von Begebenheiten und Umständen erdichten will, worinn die Katastrophe eben so tief und augenscheinlich gegründet sey, wie in jenen. — Wenn ich bedenke, daß Herr Lessing so sicher der Mann war, der alle diese Schwierigkeiten fühlte, so erstaune ich über den Muth, womit er sich ihnen unterzog: und wenn ich dann sehe, bis

zu welchem Grade er sie überwunden hat, so erstaune ich noch mehr über die Größe der Kraft, die er dazu anwenden mußte. Doch zugleich werde ich unwillig, daß der Mann, der so sicher Genie hat, uns bereden will, er habe keines; wenn andere, die so sicher keines haben, uns durchaus wollen glauben machen, sie hätten welches.

Um den Ausspruch in meinem letzten Briefe zu rechtfertigen, werde ich die Geschichte der Virgine mit der Geschichte der Galotti vergleichen müssen. Die letztere haben Sie gewiß, und vermuthlich auch die erstere, im Gedächtniß; oder wo nicht, so haben Sie Ihren Livius bey der Hand, um sie nachzuschlagen. Ich kann also der Mühe, sie zu widerholen, entübriget seyn.

Livius sieht in dieser ganzen Geschichte nur eine Schwierigkeit; er begreift nicht, mit welchem erträglichen Vorwande Appius sein gesetzwidriges Urtheil beschöniget habe.

Nudum, ſagt er, videtur proponendum: decreſſe vindicias ſecundum ſeruitutem. Das kann nun freylich wohl der Geſchichtſchreiber, aber nicht der dramatiſche Dichter ſagen; und doch mögt es dem letztern ſchwer werden, in der Auffſuchung eines ſolchen Vorwandes glücklicher als jener zu seyn. Wenn indeſſen der Dichter nur dieſe einzige Schwierigkeit überwunden hat, — wozu ihm vielleicht Dionyß von Halikarnaß behülflich ſeyn könnte, — ſo hat er ſie auch alle überwunden; nur noch diejenigen ausgenommen, die ſich in Anſehung der dramatiſchen Form, bey Vertheilung der Handlung, Verbindung der Auftritte u. ſ. w. eräugen mögten. Der Zuſammenhang der Geſchichte ſelbſt iſt ſo innig, als man ihn wünſchen kann; die hiſtoriſche Wahrheit hat alle poetiſche Wahrſcheinlichkeit; jede Verbeſſerung, die man anbringen wollte, würde Verſchlimmerung werden. Es iſt nichts zu ergänzen, nichts umzuändern die

ganze Arbeit besteht bloß in der Entwickelung der angegebenen Charaktere und Situationen.

Vergleiche ich diese Geschichte mit dem Plan der Emilie, so fällt mir nichts so schnell in die Augen, als daß dort der Bewegungsgrund zu der schrecklichen That des Vaters zwiefach, hier nur einfach ist. Dort will nicht nur der ehrliebende Mann von strengen Grundsätzen und rauher Tugend sein Kind vor der Entehrung sichern; der freye Römer, dem Sklaverey verhaßter als Tod ist, will es auch dem Elend der Knechtschaft entreissen. In den Worten, die ihm Livius, eben da er die schreckliche That vollbringt, in den Mund legt, wird dieses letzten Bewegungsgrundes allein erwähnt: hoc te vno, quo possum, modo, filia, in libertatem vindico; und bey andern, so wie auch nachher bey ihm selbst, steht er vor: ἐλευθέραν σὲ καὶ εὐσχήμονα, τέκνον, ἀποστέλλω τοῖς κατὰ γῆν προγόνοις. Si liberae ac pudicae viuere licitum fuisset etc.

Für Emilia Galotti darf ihr Vater nicht beydes, Sklaverey und Entehrung; er darf nur Eins, nur das Letztere fürchten: und so hat jene Geschichte der Virginie vor dieser der Emilie schon einen nicht verächtlichen Vortheil; denn je mehr zu einer so schrecklichen That der Bewegungsgründe sind, und je dringender jeder an sich, desto besser. — Doch so sehr wichtig ist dieser erste Vorzug noch nicht; denn allerdings kann schon der einfache Bewegungsgrund, nachdem die Situation und der Charakter ist, auf den er wirkt, völlig entscheidend werden: und ist er das wirklich, so hat man dem Dichter weiter nichts vorzuwerfen.

Aber hier zeigt sich nun, meines Erachtens, der zweyte, der große Vorzug der Geschichte des Livius: der Vater der Virginie hat einen völlig entscheidenden Bewegungsgrund; der Vater der Galotti hat keinen. — Sie werden mir das zugeben, hoff ich, so-

bald sie nur die beyden Situationen, der Virginie und der Emilie, recht scharf in die Augen fassen.

Ueber Virginien ist der letzte richterliche Ausspruch von eben dem Manne ergangen, der die höchste obrigkeitliche Gewalt in Rom hat; es ist nicht bloß mehr zu fürchten, nicht bloß mehr wahrscheinlich, daß sie werde zur Sklavinn erklärt werden: sie ist es schon wirklich. Ihre Freyheit ist ohne Rettung dahin; und in Absicht auf ihre Ehre läßt sich nicht die geringste Schonung gegen eine Sklavinn, nicht die geringste Mäßigung von einem Manne erwarten, der sich im Angesichte des ganzen Roms mit so großer Unverschämtheit betragen hatte. — Das Volk, das natürlicher Weise auf Seiten des Beleidigten und des Mitbürgers war, ist auf die Drohungen des Appius schüchtern zurückgewichen: allein und verlassen steht nun auf der einen Seite Virginie mit ihren wenigen Freunden (deserta prae-

da iniuriae); auf der andern der mächtige Decemvir, den sein Ansehen im Staat und seine Liktoren schützen. Schon tritt man hinzu, Virginien ihrem Tyrannen und Ehrenschänder in die Hände zu liefern: es ist der letzte entscheidende Augenblick: nur noch zwey gewaltsame Mittel, dem Spiel ein Ende zu machen, sind übrig. Der Vater muß den Dolch entweder gegen Claudius und den Decemvir, oder gegen das Herz seines eigenen Kindes zücken. — Welches von beyden Mitteln würde er wählen, wenn die Wahl ihm frey stünde? Und welches ist er gezwungen zu wählen? —

Das Erstere, deucht mir, beantwortet sich gleich von selbst; denn gewiß ist es natürlicher, daß der Hirt den Wolf, als daß er das Lamm erschlage. Die Hand des Vaters wird wider eben denjenigen gerichtet seyn, wider den schon sein Mund getobt hat; er wird lieber fremdes, als eigenes Blut vergies-

sen; lieber den Schuldigen, als die Unschuldige, den Bösewicht, als die Tugendhafte ermorden. Aber dieses natürlichste Rettungsmittel, auf das ihn Noth und Leidenschaft gleich zuerst führen müssen, wird ihm durch die Beschaffenheit seiner Lage unmöglich gemacht. Der Decemvier, der sich, auf den Fall eines Tumults, gegen ein ganzes Volk gerüstet hatte, ist gegen die Tapferkeit eines Einzelnen allzuwohl gesichert; Virginius könnte den ersten, zweyten, dritten Liktor niederstossen: unter den Streichen des Vierten würde er dennoch erliegen müssen. Diese seine Aufopferung aber; was für Nutzen würde sie für Virginien haben? Würde die Unglückliche weniger in Sklaverey gerathen? weniger ein Raub der zügellosen Begierden des Decemvirs werden? Es würde nicht ächte Tapferkeit einer wahrhaftig großen Seele; blinde tollkühne Wuth würde es seyn, einen so äußerst gefahrvollen und für Virginien so fruchtlosen Versuch zu wagen.

Sie erkennen also, mein Freund, daß von den beyden gewaltthätigen Mitteln, die hier noch übrig waren, das Erste, das an sich Natürlichste, unmöglich gemacht wird: und eben dadurch wird nun das Zweyte, das an sich Unnatürlichste, natürlich. Das Leben seines Kindes ist dem Vater mehr, als sein eigenes, werth; er würde, wenn er nicht zu ihrer Rache lebte, das Messer aus ihrer Brust nur herausreissen, um es in seine eigene zu stürzen: nur ein Einziges ist ihm mehr werth, als alles: ihre Freyheit und ihre Ehre; es ist besser, deucht ihm, daß er sein Kind durch den Tod, als daß ers durch die Schande verliere. Also mit der Fassung einer wahrhaftig großen Seele, die sich auch mitten in der schrecklichsten Situation noch besitzt, wird er auf einmal ruhig; verlangt nur, um sich von der Wahrheit der vorgegebenen Geschichte zu überzeugen, eine augenblickliche Unterredung

mit Tochter und Amme, führt beyde, nach erhaltener Erlaubniß vom Decemvir, seitwärts, und durchbohrt der erstern, mit einem Messer, das er von der nächsten Schlachtbank ergreift, das Herz. — Den vornehmsten Antrieb zu dieser That giebt ihm seine römische Vaterliebe, so groß und so ächt, als sie je in der Brust des kühnsten und stolzesten Mannes gewohnt hat; mitwirkende Ursache bey dieser That ist seine Wuth gegen den Appius, den er nun eben dadurch elend macht, daß er ihm den Gegenstand seiner heissesten Begierde entrückt: und die Zeit, die zwischen That und Gedanken verstreicht, ist ein einziger dringender Augenblick, über den hinaus vielleicht auch die größte Menschenseele diese äußerste Spannung nicht würde aushalten können.

Halten Sie nun die Situation, worinn der Vater der Emilie ist, gegen diese so gewaltsame, zwingende, worinn Virginius

war. — Zugegeben fürs erste, die Schande Emiliens sey vollkommen so entschieden, als Virginiens Schicksal, und es bliebe dem Vater zu ihrer Rettung nichts, als die Wahl zwischen jenen gewaltsamen Mitteln übrig: warum muß er denn gerade das unnatürlichste wählen? warum den Dolch nicht ins Herz des Räubers und seines nichtswürdigen Gehülfen, sondern ins Herz seines eigenen Kindes stossen? — Freylich ist der Mann, den er dann umbringen würde, der Prinz; aber die er jetzt umbringt, ist seine Tochter: und wenn sich alle Umstände vereinigen, jene Betrachtung zu schwächen, so kommen dagegen alle zusammen, dieser den größten Nachdruck zu geben. Moralisch unmöglich, scheint es, mußte die Ermordung seines Kindes dem Vater noch eher seyn, als die Ermordung des Prinzen: und äusserlich möglich ist, nach allen Umständen, das eine so gut, wie das an-

dre. — Auch Appius war die höchste Obrigkeit Roms, und Virginius gewiß ein eben so edeldenkender Mann, wie Odoardo: gleichwohl stand er keinen Augenblick an, das Volk gegen den Tyrannen aufzuwiegeln, und würde eben so wenig angestanden seyn, wenn es ihm sonst wäre möglich gewesen, ihn zu ermorden.

Aber ist denn in der That das Schicksal Emiliens so entschieden, daß weder dem Vater noch ihr selbst irgend ein andrer Weg zu ihrer Rettung übrig bliebe? Läßt nicht Odoardo zu schnell alle Hoffnung fahren, gleichsam um dem Dichter zu Ende zu helfen? Kann er nicht Bedenklichkeiten gegen den Aufenthalt Emiliens im Hause der Grimaldi äußern? Kann er nicht darauf dringen, daß sie der Aufsicht des Camillo Rota, oder irgend eines andern rechtschaffnen Mannes, deren es in Guastalla noch geben wird, anvertraut werde? Bleibt er selbst nicht frey, um Er-

Erkundigungen einzuziehn, und ist keine Möglichkeit mehr, daß noch in der Zukunft für Emilien etwas geschehen könne? Läßt sich nichts von dem Charakter eines Prinzen hoffen, der doch noch Gefühl von Ehre hat, und Wendungen und Bemäntelungen sucht? Läßt sich, was noch mehr ist, von Emiliens Charakter nichts hoffen? Müssen nicht alle die Reden, die sie führt, selbst ihre äusserste Furcht vor ihrem Falle, den Vater weniger besorgt, als sicher machen? Muß nicht in seiner Seele, sobald er den fürchterlichen Gedanken faßt, den er ganz durchzudenken so viel Zeit hat, jeder noch so schwache Anlaß zur Hoffnung wichtig, jedes noch so unwahrscheinliche Mittel zu anderweitiger Rettung wahrscheinlich werden? Muß ihm nicht der Dolch, den er im ersten Augenblicke der Wuth gezückt hatte, in dem zweyten Augenblicke der Ueberlegung wieder entsinken? —

Ohne auf irgend eine dieser Fragen bestimmt zu antworten, wende ich mich zu dem dritten, sehr wesentlichen Vorzuge der Geschichte des **Livius**, und dieser besteht darinn: daß der Bewegungsgrund, der den Vater zur Ermordung seines eigenen Kindes treibt, einen so ausnehmenden Grad der Evidenz hat. — Man darf nur wissen, was für ein elendes, hülfloses Geschöpf, ohne Recht und ohne Schutz, eine römische Sklavinn war, darf den Liktor nur hinzutreten sehn, um die Unglückliche ihrem Räuber, zu jedem beliebigen Mißbrauch, in die Hände zu liefern, darf nur Einen Blick auf den wehrlosen verlaßnen **Virginius** und dann auf den so wohl bewafneten unerreichbaren Decemvir werfen: und man sieht schlechterdings keine Möglichkeit zu **Virginiens** Rettung, als durch den Tod. Man erwartet schon die schreckliche That des Vaters, indem man ihn das Werkzeug dazu ergreifen sieht, und man billiget und bewun-

dert sie, in dem Augenblick selbst, da man davor erzittert. — Wie ganz anders verhält sich dieß in der letzten Situation der Emilie! Wenn ich auch zugebe, daß der Dichter das ganze Stück hindurch eine Menge Züge hingestreut habe, die man nur alle zusammen nehmen, alle wohl erwägen und beherzigen darf, um Emiliens Schande eben so entschieden, als Virginiens Schicksal zu finden; wenn ich sogar einräume, daß auch hinlänglicher Grund vorhanden sey, warum der Streich nicht den Prinzen, sondern Emilien trift: so wird schon durch das Einzige, daß beydes nicht unmittelbar in die Augen leuchtet, daß man erst Zweifel und Einwürfe heben, sich erinnern, nachdenken muß; schon durch dieses Einzige, sag ich, wird die ganze Wirkung der Katastrophe vernichtet. Der Streich ist geschehen, ehe man zur Illusion gehörig vorbereitet war, und es hilft nichts,

daß man hinterher nach geschehener Untersuchung einsieht, er sey dennoch mit Recht geschehen.

Wie aber, wenn ich bisher in der ganzen Beurtheilung dieser Situation, durch die beständige Rücksicht auf den Virginius, wäre irre geführt worden? Wie, wenn ich den Italiener zu sehr mit deutschen Augen betrachtet, und ihm einen Bewegungsgrund, den er nicht hatte, geliehen hätte? — Die wirkliche Entehrung Emiliens, könnten Sie sagen, mag noch immer unentschieden seyn; so ist doch der Verlust ihres guten Namens entschieden. Entfernung von der Welt, wie ihr Vater ganz recht sagt, ist das Einzige, was ihr in ihren jetzigen Umständen geziemen würde. Sobald sie nach Guastalla in das Haus der Grimaldi gebracht und in gerichtliche Untersuchung gezogen wird, so wird das Gerücht, als ob der Graf durch einen begünstigten Nebenbuhler aus dem Wege geräumt

worden, bestätigt; und um Emiliens guten Ruf, so wie um die Ehre ihrer Familie, ist es geschehen. — Ich will nicht untersuchen, mein Freund, welcher Bewegungsgrund der bessere, edlere sey? ob es dem Odoardo nicht mehr geziemen würde, seine Tochter wegen der befürchteten wirklichen Erniedrigung und Verderbnis ihres Charakters aufzuopfern, als weil es ihn verdreußt, daß die Welt so und so von ihr urtheilen werde. Ich will nicht anführen, daß die That um desto mehr interessiren muß, je einer größern richtigern Absicht gemäß sie erfolgt: ich will bloß fragen: ob wohl der Dichter selbst diese Erklärung könne gewollt haben? ob er durch irgend eine Rede in den letzten Scenen nur mit einiger Deutlichkeit darauf hinführe? ob nicht immer von wirklicher Entehrung und Verführung die Rede sey, ohne daß der Schande vor der Welt nur mit Einer Silbe erwähnt werde?

Gleichwohl denke ich, wenn der Dichter gewollt hätte, daß Odoardo die Lage seiner Tochter so vorzüglich aus diesem Gesichtspunkte nehmen sollte; er würde mehr Sorge getragen haben, daß auch wir in eben diesen Gesichtspunkt getreten wären. Er würde den Italiener eben hier, und auf eine nicht verkennbare Art, zuvor als Italiener haben reden lassen, eh er als ein solcher gehandelt hätte.

Wegen des zweyten Punkts, daß der Streich nicht den Prinzen, sondern Emilien trift, könnten Sie sagen: daß auch hier Odoardo als ein ächter Italiener handle. — Was wäre es, wenn er die Schande, die der Prinz auf sein Haus bringen wollte, nur dadurch zu rächen suchte, daß er ihn niederstieße? Besser, daß er ihm sein ganzes künftiges Leben verbittre, daß er ihm diejenige, die ihm so viel Trug und Verrath ja selbst einen Meuchelmord werth war, in dem Augenblicke selbst

entreisse, da er sie am sichersten zu besitzen glaubt; daß er ihm einen Gedanken in die Seele grabe, der ihn wachend und träumend martre, und nach einem Leben voll Angst noch die Schrecknisse seiner Todesstunde vermehre. — Ich will glauben, mein Freund, daß eine Rachsucht möglich ist, die für ihre Befriedigung alles, selbst ein einziges Kind, dahingiebt; aber gewiß ist der Mensch, der ihrer fähig ist, einer der schwärzesten, verhaßtesten Menschen: und doch ist es deutlich, daß der Dichter den Odoardo vielmehr als einen edlen und hochachtungswürdigen habe schildern wollen. Wie einen ganz falschen Eindruck würde auch nun Emiliens Tod auf uns machen, wenn wir wirklich diesen Bewegungsgrund dabey erkennten, oder auch nur muthmaßen könnten! Statt des wahren tragischen Schreckens, womit uns die That des Virginius erfüllt, würde uns diese des Odoardo mit Abscheu und Entsetzen erfüllen. — Erst

Erst müßten wir, wie in der Geschichte beym Livius, die völlige Unmöglichkeit erkennen, daß Emilie anders als durch ihren eigenen Tod sollte gerettet werden, und dann mögte sich die Wuth gegen den Verführer, eben hiedurch erst aufs höchste getrieben, mit der väterlichen Liebe vereinigen, um den Streich zu vollführen: aber, daß bey der Möglichkeit, den Verführer selbst zu tödten, die Wuth oder vielmehr das schrecklichste Raffinement der Rachsucht die väterliche Liebe ersticken und den Dolch freywillig gegen die Tochter zücken sollte; das scheint mir viel zu scheußlich und ungeheuer, als daß es Herr Lessing gewollt haben sollte, bey dem ich auch in der That nicht die mindeste Spur davon finde.

S.

(Den Beschluß im nächsten Stück.)

Zwey und zwanzigstes Stück.

# Von den verschiedenen Racen der Menschen. *)

## 1) Von der Verschiedenheit der Racen überhaupt.

Im Thierreiche gründet sich die Natureintheilung in Gattungen und Arten auf das gemeinschaftliche Gesetz der Fortpflanzung, und die Einheit der Gattungen ist nichts anders, als die Einheit der zeugenden Kraft, welche für eine gewisse Mannichfaltigkeit von Thieren durchgängig geltend ist. Daher muß die Büffonsche

*) Dem Herausgeber gütigst mitgetheilt von Herrn Professor Kant in Königsberg.

Regel: daß Thiere, die mit einander fruchtbare Jungen erzeugen, (von welcher Verschiedenheit der Gestalt sie auch seyn mögen,) doch zu einer und derselben physischen Gattung gehören, eigentlich nur als die Definition einer Naturgattung der Thiere überhaupt, zum Unterschiede von allen Schulgattungen derselben, angesehen werden. Die Schuleintheilung gehet auf Klassen, welche nach Aehnlichkeiten; die Natureintheilung aber auf Stämme, welche die Thiere nach Verwandschaften in Ansehung der Erzeugung eintheilt. Jene verschaffen ein Schulsystem für das Gedächtnis; diese ein Natursystem für den Verstand: die erstere hat nur zur Absicht, die Geschöpfe unter Titel, die zweyte, sie unter Gesetze zu bringen.

Nach diesem Begriffe gehören alle Menschen auf der weiten Erde zu einer und derselben Naturgattung, weil sie durchgängig mit einander fruchtbare Kinder zeugen, so große

Verschiedenheiten auch sonst in ihrer Gestalt mögen angetroffen werden. Von dieser Einheit der Naturgattung, welche eben so viel ist, als die Einheit der für sie gemeinschaftlich gültigen Zeugungskraft, kann man nur eine einzige natürliche Ursache anführen: nehmlich, daß sie alle zu einem einzigen Stamme gehören, woraus sie, unerachtet ihrer Verschiedenheiten, entsprungen sind, oder doch wenigstens haben entspringen können. Im erstern Falle gehören die Menschen nicht bloß zu einer und derselben Gattung, sondern auch zu Einer Familie; im Zweyten sind sie einander ähnlich, aber nicht verwandt, und es müßten viel Lokalschöpfungen angenommen werden; eine Meynung, welche die Zahl der Ursachen ohne Noth vervielfältigt. Eine Thiergattung, die zugleich einen gemeinschaftlichen Stamm hat, enthält unter sich nicht verschiedene Arten (denn diese bedeuten eben die Verschiedenheiten der Abstammung); sondern

ihre Abweichungen von einander heissen Abartungen, wenn sie erblich sind. Die erblichen Merkmale der Abstammung, wenn sie mit ihrer Abkunft einstimmig sind, heissen Nachartungen; könnte aber die Abartung nicht mehr die ursprüngliche Stammbildung herstellen, so würde sie Ausartung heissen.

Unter den Abartungen, d. i. den erblichen Verschiedenheiten der Thiere, die zu einem einzigen Stamme gehören, heissen diejenigen, welche sich sowohl bey allen Verpflanzungen (Versetzungen in andre Landstriche) in langen Zeugungen unter sich beständig erhalten, als auch in der Vermischung mit andern Abartungen desselbigen Stamms, jederzeit halbschlächtige Junge zeugen, Racen. Die, so bey allen Verpflanzungen das Unterscheidende ihrer Abartung zwar beständig erhalten und also nacharten, aber in der Vermischung mit andern nicht nothwendig halbschlächtig zeugen, heissen Spielarten; die aber, so zwar

oft aber und beständig nacharten, Varietäten. Umgekehrt heißt die Abartung, welche mit andern zwar halbschlächtig erzeugt, aber durch die Verpflanzung nach und nach erlischt, ein besonderer Schlag.

Auf diese Weise sind Neger und Weisse, zwar nicht verschiedene Arten von Menschen, (denn sie gehören vermuthlich zu einem Stamme); aber doch zwey verschiedene Racen; weil jede derselben sich in allen Landstrichen perpetuirt, und beyde mit einander nothwendig halbschlächtige Kinder, oder Blendlinge (Mulatten) erzeugen. Dagegen sind Blonde und Brunette nicht verschiedene Racen der Weissen; weil ein blonder Mann von einer brunetten Frau auch lauter blonde Kinder haben kann, obgleich jede dieser Abartungen sich bey allen Verpflanzungen lange Zeugungen hindurch erhält. Daher sind sie Spielarten der Weissen. Endlich bringt die

Beschaffenheit des Bodens (Feuchtigkeit oder Trockenheit) ingleiche der Nahrung nach und nach einen erblichen Unterschied oder Schlag unter Thiere einerley Stammes und Race, vornehmlich in Ansehung der Größe, der Proportion der Gliedmaßen (plump oder geschlank), ingleichen des Naturells, der zwar in der Vermischung mit fremden halbschlächtig anartet, aber auf einem andern Boden und bey anderer Nahrung (selbst ohne Veränderung des Klima) in wenig Zeugungen verschwindet. Es ist angenehm, den verschiedenen Schlag der Menschen nach Verschiedenheit dieser Ursachen zu bemerken, wo er in eben demselben Lande bloß nach den Provinzen kenntlich ist, (wie sich die Böotier, die einen feuchten, von den Atheniensern unterschieden, die einen trocknen Boden bewohnten:) welche Verschiedenheit oft freylich nur einem aufmerksamen Auge kenntlich ist, von andern aber belacht wird. Was bloß zu den Va-

rietäten gehört, und also an sich selbst (obzwar eben nicht beständig) erblich ist, kann doch durch Ehen, die immer in denselben Familien verbleiben, dasjenige mit der Zeit hervorbringen, was ich den Familienschlag nenne, wo sich etwas Charakteristisches endlich so tief in die Zeugungskraft einwurzelt, daß es einer Spielart nahe kömmt, und sich wie diese perpetuirt. Man will dieses an dem alten Adel von Venedig, vornehmlich den Damen desselben, bemerkt haben. Zum wenigsten sind in der neu entdeckten Insel Otaheite die adlichen Frauen insgesammt größern Wuchses, als die gemeinen. — Auf der Möglichkeit, durch sorgfältige Aussonderung der ausartenden Geburten von den einschlagenden, endlich einen dauerhaften Familienschlag zu errichten, beruhte die Meynung des Herrn von Maupertuis: einen von Natur edlen Schlag Menschen in irgend einer Provinz zu ziehen,

worinn Verstand, Tüchtigkeit und Rechtschaffenheit erblich wären. Ein Anschlag, der meiner Meynung nach an sich selbst zwar thunlich, aber durch die weisere Natur ganz wohl verhindert ist, weil eben in der Vermengung des Bösen mit dem Guten die großen Triebfedern liegen, welche die schlafenden Kräfte der Menschheit in Spiel setzen, und sie nöthigen, alle ihre Talente zu entwickeln, und sich der Vollkommenheit ihrer Bestimmung zu nähern. Wenn die Natur ungestöhrt (ohne Verpflanzung oder fremde Vermischung) viele Zeugungen hindurch wirken kann; so bringt sie jederzeit endlich einen dauerhaften Schlag hervor, der Völkerschaften auf immer kenntlich macht, und eine Race würde genannt werden, wenn das Charakteristische nicht zu unbedeutend schiene, und zu schwer zu beschreiben wäre, um darauf eine besondere Abtheilung zu gründen.

## 2) Eintheilung der Menschengattung in ihre verschiedene Racen.

Ich glaube, man habe nur nöthig, vier Racen derselben anzunehmen, um alle dem ersten Blick kenntliche und sich perpetuirende Unterschiede davon ableiten zu können. Sie sind 1) die Race der Weissen, 2) die Negerrace, 3) die Hunnische (Mungalische oder Kalmukische) Race, 4) die Hinduische oder Hindistanische Race. Zu der erstern, die ihren vornehmsten Sitz in Europa hat, rechne ich noch die Mohren (Mauren von Afrika), die Araber, (nach dem Niebuhr), den türkisch-tatarischen Völkerstamm, und die Perser, imgleichen alle übrige Völker von Asien, die nicht durch die übrigen Abtheilungen namentlich davon ausgenommen sind. Die Negerrace der nordlichen Halbkugel ist bloß in Afrika, die der südlichen (außerhalb Afrika) vermuthlich

nur in Neuguinea eingebohren, (Autochtones), in einigen benachbarten Inseln aber bloße Verpflanzungen. Die Kalmukische Race scheint unter den Koschottischen am reinsten, unter den Torgöts etwas, unter den Dsingorischen mehr mit tatarischem Blute vermischt zu seyn, und ist eben dieselbe, welche in den ältesten Zeiten den Namen der Hunnen, später den Namen der Mungalen (in weiter Bedeutung) und jetzt der Oelöts führt. Die Hindistanische Race ist in dem Lande dieses Namens sehr rein und uralt, aber von dem Volke auf der jenseitigen Halbinsel Indiens unterschieden. Von diesen vier Racen glaube ich alle übrige erbliche Völkercharaktere ableiten zu können: entweder als vermischte oder angehende Racen; wovon die erste aus der Vermischung verschiedener entsprungen ist, die zweyte in dem Klima noch nicht lange genug gewohnt hat, um den Charakter der Race desselben völlig anzunehmen. So hat die Ver-

mischung des tatarischen mit dem hunnischen Blute an den Karakalpacken, | den Nagajen und andern, Halbracen hervorgebracht. Das hindistanische Blut, vermischt mit dem der alten Scyten (in und um Tibet) und mehr oder weniger von dem hunnischen, hat vielleicht die Bewohner der jenseitigen Halbinsel Indiens, die Tonquinesen und Schinesen, als eine vermischte Race erzeugt. Die Bewohner der nördlichen Eisküste Asiens sind ein Beyspiel einer angehenden hunnischen Race, wo sich schon das durchgängig schwarze Haar, das bartlose Kinn, das flache Gesicht und langgeschlitzte wenig geöffnete Auge zeigen; die Wirkung der Eiszone an einem Volke, welches in spätern Zeiten aus milderem Himmelsstriche in diese Sitze getrieben worden, so wie die Seelappen, ein Abstamm des ungrischen Volks, in nicht gar viel Jahrhunderten, schon ziemlich in das Eigenthüm-

liche des kalten Himmelstrichs eingeartet sind, ob sie zwar von einem wohlgewachsenen Volke aus der temperirten Zone entsprossen waren. Endlich scheinen die Amerikaner eine noch nicht völlig eingeartete hunnische Race zu seyn. Denn im äußersten Nordwesten von Amerika, (woselbst auch, aller Vermuthung nach, die Bevölkerung dieses Welttheils aus dem Nordosten von Asien, wegen der übereinstimmenden Thierarten in beyden, geschehen seyn muß) an den nordlichen Küsten von der Hudsonsbay sind die Bewohner den Kalmucken ganz ähnlich. Weiter hin in Süden wird das Gesicht zwar offener und erhobener, aber das bartlose Kinn, das durchgängig schwarze Haar, die rothbraune Gesichtsfarbe, imgleichen die Kälte und Unempfindlichkeit des Naturells, lauter Ueberbleibsel von der Wirkung eines langen Aufenthalts in kalten Weltstrichen, wie wir bald sehen werden, gehen von dem äußersten Norden dieses Welt-

theils bis zum Staaten-Eylande fort. Der längere Aufenthalt der Stammväter der Amerikaner in N. O. von Asien und dem benachbarten N. W. von Amerika hat die Kalmukische Bildung zur Vollkommenheit gebracht; die geschwindere Ausbreitung ihrer Abkömmlinge aber nach dem Süden dieses Welttheils die Amerikanische. Von Amerika aus ist gar nichts weiter bevölkert. Denn auf den Inseln des stillen Meers sind alle Einwohner, einige Neger ausgenommen, bärtig; vielmehr geben sie einige Zeichen der Abkunft von den Malayen, eben so, wie die auf den sundaischen Inseln; und die Art von Lehnsregierung, welche man auf der Insel Otaheite antraf, und welche auch die gewöhnliche Staatsverfassung der Malayen ist, bestätiget diese Vermuthung.

Die Ursache, Neger und Weisse für Grundracen anzunehmen, ist für sich selbst klar. Was die Hindistanische und Kalmukische be-

trift, so ist das Olivengelb, welches dem mehr oder weniger Braunen der heissen Länder zum Grunde liegt, bey den erstern eben so wenig, als das originale Gesicht der zweyten von irgend einem andern bekannten Nationscharakter abzuleiten, und beyde drücken sich in vermischten Begattungen unausbleiblich ab. Eben dieses gilt von der in die Kalmukische Bildung einschlagenden und damit durch einerley Ursache verknüpften amerikanischen Race. Der Ostindianer giebt durch Vermischung mit dem Weissen den gelben Mestizen, wie der Amerikaner mit demselben den rothen, und der Weisse mit dem Neger den Mulatten, der Amerikaner mit eben demselben, den Kabugl oder den schwarzen Karaiben: welches jederzeit kenntlich bezeichnete Blendlinge sind; und ihre Abkunft von ächten Racen beweisen.

3) Von den unmittelbaren Ursachen des Ursprungs dieser verschiedenen Racen.

Die in der Natur eines organischen Körpers (Gewächses oder Thieres) liegenden Gründe einer bestimmten Auswickelung heissen, wenn diese Auswickelung besondere Theile betrift, Keime; betrift sie aber nur die Größe oder das Verhältniß der Theile untereinander, so nenne ich sie natürliche Anlagen. In den Vögeln von derselben Art, die doch in verschiedenen Klimaten leben sollen, liegen Keime zur Auswickelung einer neuen Schicht Federn, wenn sie im kalten Klima leben, die aber zurückgehalten werden, wenn sie sich im gemäßigten aufhalten sollen. Weil in einem kalten Lande das Weizenkorn mehr gegen feuchte Kälte geschützt werden muß, als in einem trocknen oder warmen, so liegt in ihm eine vorher bestimmte Fähigkeit oder natürliche Anlage, nach und nach eine dickere Haut hervorzubringen. Diese Fürsorge der Natur, ihr Geschöpf durch

versteckte innere Vorkehrungen auf allerley künftige Umstände auszurüsten, damit es sich erhalte, und der Verschiedenheit des Klima oder des Bodens angemessen sey, ist bewunderswürdig, und bringt bey der Wanderung und Verpflanzung der Thiere und Gewächse, dem Scheine nach, neue Arten hervor, welche nichts anders, als Abartungen und Racen von derselben Gattung sind, deren Keime und natürliche Anlagen sich nur gelegentlich in langen Zeitläuften auf verschiedene Weise entwickelt haben. *)

*) Wir nehmen die Benennungen: **Naturbeschreibung** und **Naturgeschichte** gemeiniglich in einerley Sinne. Allein es ist klar, daß die Kenntnis der Naturdinge, wie sie jetzt sind, immer noch die Erkenntnis von demjenigen wünschen lasse, was sie ehedem gewesen sind, und durch welche Reihe von Veränderungen sie durchgegangen, um an jedem Orte in ihren gegenwärtigen Zustand zu gelangen. Die **Naturgeschichte**, woran es uns fast noch gänzlich fehlt, würde uns die Veränderung der Erdgestalt, ingleichen die der Erdgeschöpfe (Pflan-

Der Zufall, oder allgemeine mechanische Gesetze, können solche Zusammenpassungen nicht hervorbringen. Daher müssen wir dergleichen gelegentliche Auswickelungen als vorgebildet ansehn. Allein selbst da, wo sich nichts Zweckmäßiges zeiget, ist das bloße Vermögen, seinen besondern angenommenen Charakter fortzupflanzen, schon Beweises genug: daß dazu ein besonderer Keim oder natürliche Anlage in dem organischen Geschöpf anzutreffen gewesen. Denn äußere Dinge können wohl Gelegenheits- aber nicht hervorbringende Ursachen von demjenigen seyn, was nothwendig anerbet und nachartet. So wenig, als der Zu-

zen und Thiere), die sie durch natürliche Wandrungen erlitten haben, und ihre daraus entsprungene Abartungen von dem Urbilde der Stammgattung lehren. Sie würde vermuthlich eine große Menge scheinbar verschiedene Arten zu Racen eben derselben Gattung zurückführen, und das jetzt so weitläuftige Schulsystem der Naturbeschreibung in ein physisches System für den Verstand verwandeln.

fall oder physisch-mechanische Ursachen einen organischen Körper hervorbringen können, so wenig werden sie zu seiner Zeugungskraft etwas hinzusetzen, d. i. etwas bewirken, was sich selbst fortpflanzt, wenn es eine besondere Gestalt oder Verhältniß der Theile ist. *) Luft, Sonne und Nahrung können einen thierischen Körper in seinem Wachsthume modificiren, aber diese Veränderung nicht zugleich mit einer zeugenden Kraft versehen, die vermögend wäre, sich selbst, auch ohne diese Ursache, wieder hervorzubringen; sondern, was sich fortpflanzen soll, muß in der Zeugungskraft schon vorher gelegen haben, als vorher bestimmt zu einer gelegentlichen Auswickelung, den Umständen gemäß, darein das Geschöpf gerathen kann, und in welchen es sich bestän-

*) Krankheiten sind bisweilen erblich. Aber diese bedürfen keiner Organisation, sondern nur eines Ferments schädlicher Säfte, die sich durch Ansteckung fortpflanzen. Sie arten auch nicht nothwendig an.

dig erhalten soll. Denn in die Zeugungskraft muß nichts dem Thiere fremdes hinein kommen können, was vermögend wäre, das Geschöpf nach und nach von seiner ursprünglichen und wesentlichen Bestimmung zu entfernen, und wahre Ausartungen hervorzubringen, die sich perpetuirten.

Der Mensch war für alle Klimaten und für jede Beschaffenheit des Bodens bestimmt; folglich mußten in ihm mancherley Keime und natürliche Anlagen bereit liegen, um gelegentlich entweder ausgewickelt oder zurückgehalten zu werden, damit er seinem Platze in der Welt angemessen würde, und in dem Fortgange der Zeugungen demselben gleichsam angebohren und dafür gemacht zu seyn schiene. Wir wollen, nach diesen Begriffen, die ganze Menschengattung auf der weiten Erde durchgehn, und daselbst zweckmäßige Ursachen seiner Abartungen anführen, wo die natürlichen nicht wohl einzusehen sind, hingegen natürliche,

wo wir die Zwecke nicht gewahr werden. Hier merke ich nur an: daß Luft und Sonne diejenigen Ursachen zu seyn scheinen, welche auf die Zeugungskraft innigst einfliessen, und eine dauerhafte Entwickelung der Keime und Anlagen hervorbringen, d. i. eine Race gründen können; da hingegen die besondere Nahrung zwar einen Schlag Menschen hervorbringen kann, dessen Unterscheidendes aber bey Verpflanzungen bald erlischt. Was auf die Zeugungskraft haften soll, muß nicht die Erhaltung des Lebens, sondern die Quelle desselben, d. i. die ersten Principien seiner thierischen Einrichtung und Bewegung afficiren.

Der Mensch, in die Eiszone versetzt, mußte nach und nach in eine kleinere Statur ausarten; weil bey dieser, wenn die Kraft des Herzens dieselbe bleibt, der Blutumlauf in kürzerer Zeit geschieht, der Pulsschlag also schneller und die Blutwärme größer wird. In der That fand auch Cranz die Grönlän-

der nicht allein weit unter der Statur der Europäer, sondern auch von merklich größerer natürlichen Hitze ihres Körpers. Selbst das Mißverhältnis, zwischen der ganzen Leibeshöhe und den kurzen Beinen an den nördlichsten Völkern ist ihrem Klima sehr angemessen, da diese Theile des Körpers wegen ihrer Entlegenheit vom Herzen in der Kälte mehr Gefahr leiden. Gleichwohl scheinen doch die meisten der jetzt bekannten Einwohner der Eiszone nur spätere Ankömmlinge daselbst zu seyn; wie die Lappen, welche mit den Finnen aus einerley Stamme, nemlich dem Ungrischen entsprungen, nur seit der Auswanderung der letztern (aus dem Osten von Asien) die jetzigen Sitze eingenommen haben, und doch schon in dieses Klima auf einen ziemlichen Grad eingeartet sind.

Wenn aber ein nordliches Volk lange Zeitläufte hindurch genöthiget ist, den Einfluß von

der Kälte der Eiszone auszustehen, so müssen sich mit ihm noch größere Veränderungen zutragen. Alle Auswickelung, wodurch der Körper seine Säfte nur verschwendet, muß in diesem austrocknenden Himmelsstriche nach und nach gehemmt werden. Daher werden die Keime des Haarwuchses mit der Zeit unterdrückt, so, daß nur diejenigen übrig bleiben, welche zur nothwendigen Bedeckung des Hauptes erforderlich sind. Vermöge einer natürlichen Anlage werden auch die hervorragenden Theile des Gesichts, welches am wenigsten einer Bedeckung fähig ist, da sie durch die Kälte unaufhörlich leiden, vermittelst einer Fürsorge der Natur, allmählig flacher werden, um sich besser zu erhalten. Die wulstige Erhöhung unter den Augen, die halbgeschlossenen und blinzenden Augen scheinen zur Verwahrung derselben, theils gegen die austrocknende Kälte der Luft, theils gegen das Schneelicht (wogegen die Esquimaux auch Schnee-

brillen brauchen), wie veranstaltet zu seyn, ob sie gleich auch als natürliche Wirkungen des Klima angesehen werden können, die selbst in mildern Himmelsstrichen, nur in weit geringerm Maße, zu bemerken sind. So entspringt nach und nach das bartlose Kinn, die gepletschte Nase, dünne Lippen, blinzende Augen, das flache Gesicht, die röthlich braune Farbe mit dem schwarzen Haare, mit einem Worte, die Kalmukische Gesichtsbildung, welche, in einer langen Reihe von Zeugungen in demselben Klima, sich bis zu einer dauerhaften Race einwurzelt, die sich erhält, wenn ein solches Volk gleich nachher in mildern Himmelsstrichen neue Sitze gewinnt.

Man wird ohne Zweifel fragen, mit welchem Rechte ich die Kalmukische Bildung, welche jetzt in einem mildern Himmelsstriche in ihrer größten Vollständigkeit angetroffen wird, tief aus Norden oder Nordosten herleiten

könne? Meine Ursache ist diese. Herodot berichtet schon aus seinen Zeiten: daß die Argippäer, Bewohner eines Landes am Fusse hoher Gebirge, in einer Gegend, welche man für die des Uralgebirges halten kann, kahl und flachnasicht wären, und ihre Bäume mit weissen Decken (vermuthlich versteht er Filzzelte) bedeckten. Diese Gestalt findet man jetzt, in größerm oder kleinerm Maaße, im Nordosten von Asien, vornehmlich aber in dem nordwestlichen Theil von Amerika, den man von der Hudsonsbay aus hat entdecken können, wo, nach einigen neuen Nachrichten, die Bewohner, wie wahre Kalmucken, aussehn. Bedenkt man nun, daß in der ältesten Zeit Thiere und Menschen in dieser Gegend zwischen Asien und Amerika müssen gewechselt haben, indem man einerley Thiere in dem kalten Himmelsstriche beyder Welttheile antrift, daß diese menschliche Race sich allererst etwa 1000 Jahre vor unserer Zeitrechnung, (nach dem

Desguignes) über den Amurstrom hinaus den Chinesen zeigte, und nach und nach andere Völker, von tatarischen, ungrischen und andern Stämmen, aus ihren Sitzen vertrieb, so wird diese Abstammung aus dem kalten Weltstriche nicht ganz erzwungen scheinen.

Was aber das Vornehmste ist, nemlich die Ableitung der Amerikaner, als einer nicht völlig eingearteten Race, eines Volks, das lange den nordlichsten Weltstrich bewohnt hat, wird gar sehr durch den erstickten Haareswuchs an allen Theilen des Körpers, ausser dem Haupte, durch die röthliche Eisenrostfarbe der kälteren und die dunklere Kupferfarbe heisserer Landstriche dieses Welttheils bestätigt. Denn das Rothbraune scheint (als eine Wirkung der Luftsäure) eben so dem kalten Klima, wie das Olivenbraun (als eine Wirkung des Laugenhaft- gallichten der Säfte) dem heissen Himmelsstriche angemessen zu seyn,

ohne einmal das Naturell der Amerikaner in Anschlag zu bringen, welches eine halb erloschene Lebenskraft verräth, *) die am natürlichsten für die Wirkung einer kalten Weltgegend angesehen werden kann.

Die größeste feuchte Hitze des warmen Klima muß hingegen an einem Volke, das darinn alt genug geworden, um seinem Boden völlig anzuarten, Wirkungen zeigen, die den vorigen gar sehr entgegengesetzt sind. Es wird gerade das Widerspiel der Kalmuckischen Bildung erzeugt werden. Der Wuchs der schwammigten Theile des Körpers mußte in einem heissen und feuchten Klima zunehmen; daher eine dicke Stülpnase und Wurstlippen.

*) Um nur ein Beyspiel anzuführen, so bedient man sich in Surinam der rothen Sklaven (Amerikaner) nur allein zu häußlichen Arbeiten, weil sie zur Feldarbeit zu schwach sind, als wozu man Neger braucht. Gleichwohl fehlt es hier nicht an Zwangsmitteln; aber es gebricht den Eingebohrnen dieses Welttheils überhaupt an Vermögen und Dauerhaftigkeit.

Die Haut mußte geöhlt seyn, nicht bloß um die zu starke Ausdünstung zu mäßigen, sondern die schädliche Einsaugung der fäulichten Feuchtigkeiten der Luft zu verhüten. Der Ueberfluß der Eisentheilchen, die sonst in jedem Menschenblute angetroffen werden, und hier durch die Ausdünstung des phosphorischen Sauren (wornach alle Neger stinken) in der nezförmigen Substanz gefället worden, verursacht die durch das Oberhäutchen durchscheinende Schwärze, und der starke Eisengehalt im Blute scheint auch nöthig zu seyn, um der Erschlaffung aller Theile vorzubeugen. Das Oel der Haut, welches den zum Haareswuchs erforderlichen Nahrungsschleim schwächt, verstattete kaum die Erzeugung einer den Kopf bedeckenden Wolle. Uebrigens ist feuchte Wärme dem starken Wuchs der Thiere überhaupt beförderlich, und kurz, es entspringt der Neger, der seinem Klima wohl angemes-

sen, nemlich stark, fleischig, gelenk, aber unter der reichlichen Versorgung seines Mutterlandes faul, weichlich und tändelnd ist.

Der Eingebohrne von Hindistan kann als aus einer der ältesten menschlichen Racen entsprossen angesehen werden. Sein Land, welches nordwärts an ein hohes Gebürge gestützt und von Norden nach Süden, bis zur Spitze seiner Halbinsel, von einer langen Bergreihe durchzogen ist, (wozu ich nordwärts noch Tibet, vielleicht den allgemeinen Zufluchtsort des menschlichen Geschlechts während, und dessen Pflanzschule nach der letzten großen Revolution unsrer Erde, mitrechne) hat in einem glücklichen Himmelsstriche die vollkommenste Scheitelung der Wasser, (Ablauf nach zweyen Meeren) die sonst kein im glücklichen Himmelsstriche liegender Theil des festen Landes von Asien hat. Es konnte also in den ältesten Zeiten trocken und bewohnbar seyn, da, sowohl die östliche Halbinsel Indiens, als

China (weil in ihnen die Flüsse, an statt sich zu scheiteln, parallel laufen) in jenen Zeiten der Ueberschwemmungen noch unbewohnt seyn mußten. Hier konnte sich also in langen Zeitläuften eine feste menschliche Race gründen. Das Olivengelb der Haut des Indianers, die wahre Zigeunerfarbe, welche dem mehr oder weniger dunkeln Braun anderer östlicheren Völker zum Grunde liegt, ist auch eben so charakteristisch und in der Nachartung beständig, als die schwarze Farbe der Neger, und scheint, zusammt der übrigen Bildung und dem verschiedenen Naturelle, eben so die Wirkung einer trockenen, wie die letztere der feuchten Hitze zu seyn. Nach Herrn Ives sind die gemeinen Krankheiten der Indianer verstopfte Gallen und geschwollene Lebern; ihre angebohrne Farbe aber ist gleichsam gelbsüchtig und scheint eine kontinuirliche Absonderung der ins Blut getretenen Galle zu beweisen,

welche, als seifenartig, die verdickten Säfte vielleicht auflöset und verflüchtigt, und dadurch wenigstens in den äussern Theilen das Blut abkühlt. Eine hierauf oder auf etwas Aehnliches hinauslaufende Selbsthülfe der Natur, durch eine gewisse Organisation, (deren Wirkung sich an der Haut zeigt,) dasjenige kontinuirlich wegzuschaffen, was den Blutumlauf reizt, mag wohl die Ursache der kalten Hände der Indianer seyn, *) und

*) Ich hatte zwar sonst gelesen: daß diese Indianer die Besonderheit kalter Hände bey grosser Hitze haben, und daß dieses eine Frucht ihrer Nüchternheit und Mäßigkeit seyn solle. Allein als ich das Vergnügen hatte, den aufmerksamen und einsehenden Reisenden, Herrn Eaton, der einige Jahre als holländischer Consul und Chef ihrer Etablissements zu Bassora ꝛc. gestanden, bey seiner Durchreise durch Königsberg zu sprechen, so benachrichtigte er mich: daß, als er in Surat mit der Gemahlinn eines europäischen Consuls getanzt habe, er verwundert gewesen wäre, schwitzige und kalte Hände an ihr zu fühlen, (die Gewohnheit der Handschuhe ist dort noch nicht angenommen), und

vielleicht (wiewohl man dieses noch nicht beobachtet hat,) einer überhaupt verringerten Blutwärme, die sie fähig macht, die Hitze des Klima ohne Nachtheil zu ertragen.

Da hat man nun Muthmaßungen, die wenigstens Grund genug haben, um andern Muthmaßungen die Wage zu halten, welche die Verschiedenheiten der Menschengattung so unvereinbar finden, daß sie deshalb lieber viele Lokalschöpfungen annehmen. Mit Voltären sagen: Gott der das Rennthier in Lapland

da er andern seine Befremdung geäussert, zur Antwort bekommen habe: sie habe eine Indianerinn zur Mutter gehabt, und diese Eigenschaft sey an ihnen erblich. Ebenderselbe bezeugte auch, daß wenn man die Kinder der Parsis mit denen der Indianer dort zusammensähe, die Verschiedenheit der Racen in der weissen Farbe der ersten, und der gelbbraunen der zweyten sogleich in die Augen falle. Jngleichen, daß die Indianer in ihrem Baue noch das Unterscheidende an sich hätten, daß ihre Schenkel über das bey uns gewöhnliche Verhältnis länger wären.

schuf, um das Moos dieser kalten Gegenden zu verzehren, der schuf auch daselbst den Lapländer, um dieses Rennthier zu essen, ist kein übler Einfall für einen Dichter, aber ein schlechter Behelf für den Philosophen, der die Kette der Natururſachen nicht verlassen darf, als da, wo er sie augenscheinlich an das unmittelbare Verhängnis geknüpft sieht.

Man schreibt jetzt mit gutem Grunde die verschiedenen Farben der Gewächse dem durch unterschiedliche Säfte gefälleten Eisen zu. Da alles Thierblut Eisen enthält, so hindert uns nichts, die verschiedene Farbe dieser Menschenracen eben derselben Ursache beyzumessen. Auf diese Art würde etwa das Salzsaure, oder das phosphorisch Saure, oder das flüchtig Laugenhafte der ausführenden Gefäße der Haut die Eisentheilchen im Retikulum roth, oder schwarz, oder gelb niederschlagen. In dem Geschlechte der Weissen würde aber dieses in den Säften aufgelösete Eisen gar nicht

niedergeschlagen, und dadurch zugleich die vollkommene Mischung der Säfte und Stärke dieses Menschenschlags vor den übrigen bewiesen. Doch dieses ist nur eine flüchtige Anreizung zur Untersuchung in einem Felde, worinn ich zu fremd bin, um mit einigem Zutraun auch nur Muthmaßungen zu wagen.

Wir haben vier menschliche Racen gezählt, worunter alle Mannichfaltigkeiten dieser Gattung sollen begriffen seyn. Alle Abartungen aber bedürfen doch einer Stammgattung, die wir entweder für schon erloschen ausgeben oder aus den vorhandenen diejenige aussuchen müssen, womit wir die Stammgattung am meisten vergleichen können. Freylich kann man nicht hoffen, jetzt irgendwo in der Welt, die ursprüngliche menschliche Gestalt unverändert anzutreffen. Eben aus diesem Hange der Natur, dem Boden allerwärts in langen Zeugungen anzuarten, muß jetzo die Menschengestalt allenthalben mit Lokal-Modifika-

tion behaftet seyn. Allein der Erdstrich vom 31sten bis zum 32sten Grade der Breite in der alten Welt (welche auch in Ansehung der Bevölkerung der Namen der alten Welt zu verdienen scheint) wird mit Recht Recht für denjenigen gehalten, in welchem die glücklichste Mischung der Einflüsse der kältern und heissern Gegenden, und auch der größte Reichthum an Erdgeschöpfen angetroffen wird; wo auch der Mensch, weil er von da aus zu allen Verpflanzungen gleich gut zubereitet ist, am wenigsten von seiner Unbildung abgewichen seyn müßte. Hier finden wir aber zwar weisse, doch brünette Einwohner, welche Gestalt wir also für die der Stammgattung nächste annehmen wollen. Von dieser scheint die hochblonde von zarter weisser Haut, röthlichem Haar, bleichblauen Augen, die nächste nordliche Abartung zu seyn, welche zur Zeit der Römer die nordlichen Gegenden von Deutschland und (andern Beweisthümern

nach) weiter hin nach Osten bis zum Altaischen Gebürge, allerwärts aber unermeßliche Wälder, in einem ziemlich kalten Erdstriche, bewohnte. Nun hat der Eisluß einer kalten und feuchten Luft, welche den Säften einen Hang zum Scorbut zuzieht, endlich einen gewissen Schlag Menschen hervorgebracht, der bis zur Beständigkeit einer Race würde gediehen seyn, wenn in diesem Erdstriche nicht so häufig fremde Vermischungen den Fortgang der Abartung unterbrochen hätten. Wir können diese also zum wenigsten als eine Annäherung den wirklichen Racen beyzählen, und alsdann werden diese, in Verbindung mit den Naturursachen ihrer Entstehung, sich unter folgenden Abriß bringen lassen.

## Stammgattung.

Weisse von brünetter Farbe.

Erste Race, Hochblonde (Nordl. Eur.)

von feuchter Kälte.

Zweyte Race, Kupferrothe (Amerik.)
von trockner Kälte.
Dritte Race, Schwarze, (Senegambia)
von feuchter Hitze.
Vierte Race, Olivengelbe (Indianer)
von trockner Hitze.

## 4) Von den Gelegenheitsursachen der Gründung verschiedener Racen.

Was bey der Mannichfaltigkeit der Racen auf der Erdfläche die größte Schwierigkeit macht, welchen Erklärungsgrund man auch annehmen mag, ist: daß ähnliche Land- und Himmelsstriche doch nicht dieselbe Race enthalten, daß Amerika in seinem heissesten Klima keine ostindische, noch viel weniger eine dem Lande angebohrne Negergestalt zeigt, daß es in Arabien oder Persien kein einheimisches indisches Olivengelb giebt, ungeachtet diese Länder in Klima und Luftbeschaffenheit mit jenem Lande sehr übereinkommen, u. s.

w. Was die erstere dieser Schwierigkeiten betrift, so läßt sie sich aus der Art der Bevölkerung dieses Himmelsstrichs faßlich genug beantworten. Denn wenn einmal, durch den langen Aufenthalt seines Stammvolks im N. O. von Asien oder des benachbarten Amerika, sich eine Race, wie die jetzige, gegründet hatte, so konnte diese durch keine fernere Einflüsse des Klima in eine andere Race verwandelt werden. Denn nur die Stammbildung kann in eine Race ausarten; diese aber, wo sie einmal Wurzel gefaßt, und die andern Keime erstickt hat, widerstehet aller Umformung eben darum, weil der Charakter der Race einmal in der Zeugungskraft überwiegend geworden.

Was aber die Lokalität der Negerrace betrift, die nur Afrika *) (in der größten Voll-

*) In dem heissen südlichen Weltstriche giebt es auch einen kleinen Stamm von Negers, die

kommenheit Senegambia) eigen ist, ingleichen die der indischen, welche in dieses Land einge- schlossen ist (ausser wo sie ostwärts halbschläch- tig angeartet zu seyn scheint); so glaube ich, daß die Ursache davon in einem inländischen Meere der alten Zeit gelegen habe, welches sowohl Hindistan, als Afrika, von andern sonst nahen Ländern abgesondert gehalten. Denn der Erdstrich, der von der Grenze Dau- riens, über die Mungaley, kleine Burcharey, Persien, Arabien, Nubien, die Sahara bis Capo Blanco in einem nur wenig unterbrochenen Zusammenhange fortgeht, sieht seinem größten Theile nach dem Boden eines alten Meeres ähnlich. Die Länder in diesem Striche sind das, was Büache Platteform nennt, nehm-

sich bis zu den benachbarten Inseln ausgebrei- tet, von denen man, wegen der Vermengung mit Menschen von indischen Halbschlag, beyna- he glauben sollte, daß sie nicht diesen Gegenden angebohren, sondern vor Alters, bey einer Ge- meinschaft, darinn die Malayen mit Afrika ge- standen, nach und nach herübergeführt worden.

lich hohe und mehrentheils wagerecht gestellte Ebenen, in denen die daselbst befindlichen Gebürge nirgend einen weitgestreckten Abhang haben, indem ihr Fuß unter horizontalliegenden Sande vergraben ist: daher die Flüsse, deren es daselbst wenig giebt, nur einen kurzen Lauf haben, und im Sande versiegen. Sie sind den Bassins alter Meere ähnlich, weil sie mit Höhen umgeben sind, in ihrem Inwendigen, im Ganzen betrachtet, Wasserpas halten, und daher einen Strom weder einnehmen, noch auslassen, überdem auch mit dem Sande, dem Niederschlag eines alten ruhigen Meers, größtentheils bedeckt sind. Hieraus wird es nun begreiflich: wie der indische Charakter in Persien und Arabien nicht habe Wurzel fassen können, die damals noch zum Bassin eines Meeres dienten, als Hindistan vermuthlich lange bevölkert war; ingleichen, wie sich die Negerrace sowohl, als die indische,

unvermengt von nordischem Blute lange Zeit erhalten konnte, weil sie davon durch eben dieses Meer abgeschnitten war. Die Naturbeschreibung (Zustand der Natur in der jetzigen Zeit) ist lange nicht hinreichend, von der Mannichfaltigkeit der Abartungen Grund anzugeben. Man muß, so sehr man auch und zwar mit Recht der Frechheit der Meynungen Feind ist, eine Geschichte der Natur wagen, welche eine abgesonderte Wissenschaft ist, die wohl nach und nach von Meynungen zu Einsichten fortrücken könnte.

## Drey und zwanzigstes Stück.

# Die Wissenschaften.*)

Als die sublunarische Welt noch durch Genien regiert ward, glaubte man, daß die Scham und die Gerechtigkeit, diese Gesandten des höchsten Gottes, allein geschickt wären, die Menschen glücklich zu machen. Nachdem aber Saturn, der letzte von ihnen, sich in den Schooß des großen Alls zurückgezogen hatte, und die Menschen Anführern überlassen blieben, die aus ihrem eigenen Mittel genommen waren; so fiengen sie an, ein Raub schlauer und gewaltsamer Unterdrücker zu werden.



*) Eine Allegorie nach dem Plato.

Anfangs zwar hielten sich Scham und Gerechtigkeit noch in diesen neuen Staaten auf. Aber allgemach geriethen die Menschenhirten, unter deren Stabe nunmehr die armen Erdensöhne lebten, auf den unglücklichen Wahn, daß sie der beyden Boten des Weltschöpfers entbehren könnten; ja da dieß himmlische Paar bald anfieng, ihren Anschlägen im Wege zu stehen, so sannen sie auf Mittel, wie sie so lästiger Rathgeberinnen loß werden mögten. Sie verriethen kaum diesen Gedanken, als ihre Tafeldiener schon ihre Verwundrung bezeugten, wie man sich so lange Zeit von den alten Spröden habe äffen lassen. Diese gefälligen Senatoren waren schon längst der alten Sitte nicht mehr hold gewesen; und nachdem sie ziemlich früh den Götterkindern ihre eigenen Thüren verschlossen, hatten sie nur auf die Gelegenheit gewartet, sie bey ihren Gebietern verhaßt zu machen, und sobald als möglich vom Hofe und aus dem Lande

zu treiben. Es fehlte auch nicht an Beschwerden über die beyden Himmelskinder. Man gab ihnen Schuld, daß sie mit benachbarten Völkern verdächtige Verständnisse unterhielten, die Unterthanen zum Aufruhr geneigt machten, die Hoflustbarkeiten störten, und wenigstens die Berathschlagungen, die in ihrer Abwesenheit so schnell und sanft fortglitten, durch allerhand feige und milzsüchtige Bedenklichten hemmten. Ihre heimlichen Freunde waren zu schüchtern und auch schon selbst zu verdächtig, als daß sie sich, ihre Rechtfertigung ganz laut zu führen, hätten unterwinden sollen. Alles, was ihnen übrig blieb, um die beyden Himmelskinder noch einigermaßen zu retten, waren einige Vorschläge, ihre Beybehaltung ihren Feinden unschädlich zu machen. Sie meynten, daß man sich gegen alle Besorgnisse sicher stellen würde, wenn man auf sie ein wachsames Auge hätte,

sie nur zuweilen zu Rathe zöge, und dem Volke nur dann und wann und in gewissen Angelegenheiten ihren Umgang verstattete. Allein diese Vorschläge wurden unzuverlässig gefunden. Die Gegenparthey wandte ein, man könne sie nicht genug bewachen, und es stünde immer zu fürchten, daß sie sich in verbotne Händel mischen, und dem Volke Ansprüche eingeben mögten, die bedenklich wären. Ihre Verbannung ward also beschlossen; sie nahmen ihren Flug zu ihrer Heymat, und kehrten zurück zu den Himmlischen. Nun gieng alles weit besser; die Mächtigen fühlten sich mächtiger, und die Frölichen frölicher: denn keine Sittenrichter schienen ihre Freyheit fernerhin einzuschränken. Aber diese Freude währte nicht lange. Der Schwächere fühlte bald den Druck des Mächtigern; Arglist ersetzte bald den Mangel der Gewalt, und machte sich mit ihren unsichtbaren Pfeilen fürchterlich. Durch den Untergang des nütz-

lichen Geringen versiegte bald die Quelle des Ueberflusses für den schwelgenden Großen. List gegen List, Gewalt gegen Gewalt, Schwerter gegen Schwerter gekehrt, würden endlich das Geschlecht der Menschen zu Grunde gerichtet haben, wenn nicht Jupiter sich ihrer erbarmet hätte. — „Geh, redete er seine weise Tochter Minerva an, und nimm aus meinem unzugänglichen Vorrathshause Verstand und Weisheit für diese Unglücklichen. Sie können anders nicht mehr erhalten werden, als wenn ich ihnen diesen Schatz ganz öffne. Prometheus hat in der Eile nur so viel entwenden können, als genug war, um die Menschen verschlagen zu machen; jetzt sind die Scham und die Gerechtigkeit, die ich ihnen zur Hülfe sandte, zum Himmel zurückgekehrt, und wenn du ihnen nicht Weisheit bringst, sind sie verlohren.“ — Minerva, dem Befehl des Vaters der Götter und der Menschen

gehorsam, schickte sich an, sich mit dem Lichte der Weisheit auf die Erde herabzulassen, und den Sterblichen die göttlichen Gaben der Wissenschaften auszutheilen. Ihrer ernsten Hoheit sich bewußt, und mit der Schwachheit der Sterblichen bekannt, sandte sie ihre jugendlichern Schwestern, die Musen, voran, um sich durch die *anmuthigen und absichtlosen* Spiele dieser Unschuldigen den Zugang zu bereiten. Dieses Mittel gelang ihr. Zwar trieben einige Musen ihre Gefälligkeit zu weit, und wurden Buhlerinnen der Mächtigen. Aber die Uebrigen, die ihre himmlische Unschuld behielten, hauchten doch spielend manchen Funken der Weisheit in die Busen der Menschen. Allgemach lebte in ihnen der ätherische Theil wieder auf, wodurch sie mit den Himmlischen verwandt sind, und sie begannen nach den Gaben der Minerva dankbare Hände auszustrecken. Nunmehr lernten sie, daß Schwelgerey Thorheit und Verheerung Unsinn sey;

daß die Menschen Ein Geschlecht ausmachen, und daß aus dem Wohl der Einzelen das Wohl des Ganzen entspringe. Seitdem hoft man, jemehr sie von den Funken des heiligen Lichtes auffangen werden, destomehr werden sie sich mit Scham und Gerechtigkeit wieder aussöhnen, und dann wird die Seligkeit des Saturnischen Zeitalters auf die Erde zurückkehren.

B.

Vier und zwanzigstes Stück.

## Hylas und Phylonous.

Wenn auch die Materie, sagt man, ihrer Natur nach des Denkens unfähig ist: kann ihr der Allmächtige nicht diese Eigenschaft mittheilen?

Dieser Einwurf wider die Immaterialität der Seele pflegt durch das Ansehen eines großen Namens unterstützt zu werden. Locke hat ihn irgendwo in seinen Schriften vorgebracht, und seit der Zeit ist er von so manchem Schriftsteller mit einem Triumphe wiederholt worden, als wenn nichts darauf zu antworten wäre. Allein ich glaube, der Engländer selbst hat seinen Einfall für so unüberwindlich nicht gehalten.

Die Cartesianer lehrten: Wenn der Körper des Denkens fähig seyn sollte; so müßte sich durch Ausdehnung und Bewegung die Natur der Gedanken begreiflich machen lassen. Nun sind aber, sagten sie, Gedanken und Ausdehnung, Bewegung und Wahrnehmen oder inneres Bewußtseyn der Bewegung von ungleicher Natur, von disparaten Eigenschaften: denn man mag die Theilchen der Materie versetzen und verbinden, wie man will; so entstehet daraus noch kein Begrif, keine Vorstellung von dieser Versetzung, kein Wahrnehmen der dadurch erzeugten Veränderung. Das Ausgedehnte, schlossen sie, muß also bloß beweglich seyn, das Denken aber einer nicht ausgedehnten Substanz, die der Bewegung unfähig ist, zukommen.

Da man durch diese Gründe nur zu beweisen schien, daß die Gedanken der Materie nicht natürlich sind; so fragte Locke mit

Recht: ob nicht die Allmacht der Materie eine Kraft verleyhen könne, die sie von selbst nicht haben würde?

So, wie andre Weltweise den Beweis für die Immaterialität der Seele geführt haben, ist diese Frage gar nicht mehr möglich. Wenn zum Denken viele Substanzen in einer Einzigen (durch die Vorstellung) zusammenkommen müssen; die Materie hingegen niemals aufhört, aus vielen zu bestehen: so läßt sich eine denkende Materie eben so wenig ohne Widerspruch annehmen, als ein viereckigter Zirkel.

Aber auch selbst nach der angeführten Cartesianischen Beweisart läßt sich der Zweifel des Engländers auf eine sehr einleuchtende Weise heben. Man kann zeigen, daß die Eigenschaften sich nicht mittheilen lassen, und daß die Allmacht selbst keinem Wesen eine Kraft zulegen kann, die ihm seiner Natur nach nicht zukömmt. Man sehe hier ein Gespräch, das über diesen Punkt zwischen zwey Welt-

weisen vorgefallen, die ich Hylas und Philonous nennen will.

Hylas.

Und wenn auch die Materie an und für sich nicht denken kann; wird ihr die Allmacht Gottes nicht die Kraft zu denken mittheilen können?

Philonous.

Wir wollen sehen, mein Freund. — Wie fängt es die Allmacht an, daß sie am Dorne Rosen wachsen läßt? Erschaft sie etwa jährlich in der Rosenzeit frische Knospen aus dem Nichts, und befestiget sie an dem Strauch?

Hylas.

Das nicht. Vielmehr hat sie in den Dorn selbst den Samen gelegt, aus welchem zu ihrer Zeit die Rosen hervorsprossen.

Philonous.

Also, wer den Rosensamen zergliedern und seinen innern Bau mit mikroskopischen

Augen betrachten kann; der wird deutlich einsehen, wie aus dem fein organisirten Samen, durch die Entwickelung, Rosen aufblühen können?

Hylas.

Allerdings! Wenn nur seine Sinne zart genug sind, oder die Instrumente genug vergrößern.

Philonous.

Gesetzt aber, die Allmacht wollte am Rosenstocke, der nur Rosensamen führt, Zitronen wachsen lassen; würde sie nicht diese dem Strauch unnatürliche Früchte besonders erschaffen, und an den Stengeln befestigen müssen?

Hylas.

Nicht anders! Aber alsdann würden die Früchte am Rosenstocke nur zu wachsen scheinen, nicht wirklich wachsen.

Philonous.

Mehr aber als diesen bloßen Schein,

dünkt mich, kann selbst die Allmacht in diesem Fall nicht erhalten; sie müßte denn den Rosendorn in einen Zitronenbaum verwandeln: das heißt, nach der Sprache einer gesunden Philosophie: den Rosendorn vernichten, und einen Zitronenbaum an die Stelle setzen.

Hylas.

Das wäre dann aber nicht das, was wir verlangten.

Philonous.

Freylich nicht! Und es bliebe also bey dem Vorigen: die Allmacht würde die Zitronen besonders erschaffen und mit dem Rosenstrauche verbinden müssen. — Wie aber? Der Stamm führet ja keine Zitronensäfte. Woher werden die Früchte ihre Nahrung nehmen?

Hylas.

Diese wird ihnen die Allmacht aus der Luft oder sonst woher zuführen müssen.

Philonous.

Und wenn nun der Stock vergeht; haben die Zitronen mehr als ihre Stütze verlohren?

Hylas.

Sicherlich nicht. Da der Stamm, an dem sie hiengen, sie weder hervorgebracht noch genährt hatte.

Philonous.

Nunmehr zu unsrer Hauptfrage zurück! — Sie haben mir eingeräumt, daß die Materie an und für sich nicht denken könne; das heißt, daß sie, vermöge ihrer innern Struck- tur, unendlicher Gestalten, Farben und Be- wegungen, aber keiner Gedanken fähig sey.

Hylas.

Ich gebe zu, daß Cartesius dieses so gut als erwiesen hat.

Philonous.

Der Grund zu den Gedanken liegt also nicht in der Materie, so wenig als Zitronen- samen im Rosendorn. Aber Gott soll der Ma-

terie die Kraft zu denken mittheilen. Muß er nicht diese Kraft besonders erschaffen, und mit der Materie verbinden?

Hylas.

Allerdings! — so, wie wir an unserm Beyspiel gesehen.

Philonous.

Dadurch aber erlangt die Materie nur dem Scheine nach die Kraft zu denken, und sie kann ihr in der That so wenig eigenthümlich werden, als am Rosenstocke wirklich Zitronen wachsen können?

Hylas.

Auch das muß ich zugeben.

Philonous.

Die Frage war also nicht: ob die Allmacht der Materie die Kraft zu denken mittheilen könne? denn dieß ist unmöglich; sondern: ob sie nicht eine Kraft zu denken erschaffen und mit der Materie verbinden könne? und siehe!

dieß hat sie wirklich gethan. Sie hat mit gewissen Portionen organisirter Materie eine besonders erschaffene Kraft zu denken verbunden, und beyde zusammen machen das lebendige Thier aus. Wie die Früchte zum fremden Stamme, so verhält sich die Kraft zu denken zur organisirten Materie. Am Ende kann diese vergehen, ohne daß jene mehr als ihre Stütze verlöre.

* *.

## Fünf und zwanzigstes Stück.

# Das Zaubermahl.

Im Queens — Colledge zu Oxford saß ein Fellow, Richard Blount mit Namen, beyde Arme über einen Tisch gebreitet, der mit Kosmogonien, ältesten Völkergeschichten, egyptischen Weisheitsystemen bedeckt war, und laß, in einer süssen Stunde der Erholung, das Buch eines Londner Schwärmers über den dritten Himmel. — Er war aus der Hülle seines irrdischen Körpers rein heraus in einen ätherischen gefahren, schoß mit der Geschwindigkeit eines Lichtstrahls von Planeten zu Planeten umher, trümmerte bald eine Welt in ein wüstes schreckliches Chaos zusammen,

bald erbaute er sie wieder mit unaussprechlicher Weisheit, und nahm dann über sein Werk, mit inniger Wohllust, die Lobsprüche der Himmlischen an, die sich mit ihm auf eine unerklärbare Art, nicht durch Worte, sondern vermittelst deutlich abgeänderter Gerüche, besprachen.

Mitten in diesem Entzücken trat sein Mitfellow Mowbray zu ihm herein; ein Mann von eingeschränkter Sphäre, der immer mit allen seinen Ideen bey seiner jetzigen wirklichen Lage zu Hause war, und von der Natur weiter nichts erhalten hatte, als ein wenig gesunde Vernunft, und ein wenig leichtfertigen Witz. — Hätte ihn Blount durch einen Wunderglauben, den er nicht hatte, bis in den äussersten Fixstern verbannen können; ich wüßte nicht, was er gethan haben mögte: So aber empfing er ihn mit einem leisen Willkommen, und einer Miene, als ob er Kopfschmerz hätte.

Mowbray eilte zum Tisch, warf hier ein Paar Urkunden des Menschengeschlechts, dort ein Paar Theorien der Erde bey Seite, und machte sich Platz für den Cornelius a Lapide über den Jesaias. — Freund! fieng er dann an, da hat sich in diesen trocknen Commentar eine Geschichte verirrt; eine Geschichte, die so ganz wie für Sie gemacht, so vollkommen Ihres Geschmacks ist, daß ich unmöglich umhin konnte, sie Ihnen mitzutheilen. — Werfen Sie da Ihre Lektüre nur aus der Hand; denn Sie mögen nun so beschäftigt und so verdrüßlich thun, als Sie wollen; — Sie müssen mich anhören.

Wenn ich muß, sagte Blount, nun so muß ich: aber wahrlich, ich bin begieriger auf das Ende, als auf den Anfang. — Was betrift Ihre Geschichte?

Einen Schmaus, lieber Blount; aber einen der größten und prächtigsten, die je in Europa erhört worden. — Ein ganz gemeiner hol-

ländischer Edelmann gab ihn, und gab ihn, was das Sonderbarste ist, ohne dazu das Geringste weder in der Küche, noch im Keller, noch im Beutel zu haben. — Die Gäste waren alle die vornehmsten Familien aus der Gegend. Denn es waren da, außer dem Gouverneur von Utrecht, der eben der Gewährsmann unsers *Cornelius* ist, und ausser den Häuptern der Stadt, und ausser dem ganzen umliegenden Adel —

Gott sey bey uns! schrie Blount; Sie wollen, glaub ich, bis in die Nacht erzehlen. Sie wollen mich zu Tode erzehlen. Wenn Sie mit den Gästen fertig sind, so kommen Sie ganz gewiß zu den Gerichten.

Der Gerichte, Freund, war eine unbeschreibliche Menge. Denn, daß ich der vornehmsten aus unsern Gegenden nicht erwähne, der Fasanen, der Ortolanen, der frisch von den Klippen gebrochenen Austern; so waren da indianische Vogelnester, eben erst aus-

genommen, Schildkröten, gebraten, gekocht und geröstet, chinesische Asiaße, von was für Art Sie nur wollten, und Pisange, Blount! — Pisange! — Er küßte die Spitzen seiner Finger, und betheuerte, daß er den ganzen Mund voll Wasser hätte.

Blount wollte vom Stuhl herunter. Ehe Sie mit allen den Gästen fertig werden, und allen den Gerichten, schrie er, und allen den Weinen —

Ja die Weine, Blount; — beym Himmel! die hätt ich vergessen können. Sie erinnern mich noch. — Er zog den ungeduldigen, schon in die Höhe springenden Fellow ganz sanft wieder auf seinen Sitz nieder. — Die Weine waren nun im Ueberflusse vorhanden. Oben stand das Büret über und über voll Capweins, Madera, Weins aus Georgien, aus Cypern, feiner Liqueure; und drunten herum standen in einem großen großen Zirkel so viel spanische, deutsche, französische,

portagiesische, ungrische, italienische Weine —

Aber was wirds denn nun endlich? Was kömmt denn nun aus dem allen heraus? —

Was Sie sich vorstellen können: daß die Gäste sichs ganz vortreflich schmecken lassen, und essen und trinken, wie die Epikuräer.

Und das ists alles? —

Das ist der Anfang, mein guter Blount. Denn nun die Gäste satt sind, stehen Sie auf, murmeln gegen den Wirth ein Paar Worte zum Abschied, und gehn ihrer Wege.

Daß Sie mit Ihnen giengen! Sie haben's ausdrücklich darauf angelegt, mich zu ärgern.

Nicht doch! Ich komme jetzt eben zur Sache. — Der eine, der zu Fuße wandert, bekömmt auf freyer Straße den Schwindel, und die Vorübergehenden schleppen ihn fort; ein andrer, der in der Sänfte sitzt, fällt mit dem Kopf in die Scheiben, und zerschlägt sich

das ganze Gesicht; ein dritter, der sich fahren läßt, sinkt vom Sitz auf den Boden, und wird ohnmächtig aus der Kutsche gehoben. — Kurz, die sämmtlichen Gäste liegen in Ohnmacht, und die Aerzte der Stadt rennen, wie unsinnig, mit den Köpfen gegen einander, um sie wieder zu sich zu bringen. — Was meynen Sie nun aber, was an diesem Unglücke Schuld war?

Ich kanns ja denken! Die feinen Liqueure.

Auch! Aber doch die nicht allein. — Die Gerichte hatten sämmtlich aus Schaum, die Getränke sämmtlich aus Luft bestanden; die Zunge hatte zwar viel zu schmecken, aber der Magen nichts zu verdauen bekommen. — Doch dieß allein hätts ihm noch nicht gethan; aber der verschluckte Wind war auch ein so hämischer giftiger Wind, daß er das Bischen Nahrungssaft, was etwa von vorigen Mahlzeiten noch übrig war, bis auf den Splick

aus den Gedärmen mit wegnahm. — Durch strenge Diät kam indessen noch mancher wieder zu sich; aber auch mancher, der sich zu unmäßig mit Wind überfüllt hatte, mußte an der Auszehrung sterben. — Und was meynen Sie nun, wer dieß Kunststückchen gemacht hatte?

Vermuthlich doch Ihr Cornelius oder Sie selbst! Wer denn sonst? —

Allzuviel Ehre für uns! Das hatte ein ganz ausnehmend Genie gethan; ein Wesen von unvergleichlich viel Thatkraft — Sie könnens errathen. — Aus leidigem Hochmuth wollte unser Edelmann auch einmal schmausen; Küche und Keller, wie gesagt, waren leer, und der Beutel dazu: Was blieb ihm also übrig, als einen Bund mit dem Bösen zu machen?

Aber nun bitt ich Sie, sagte Blount, indem er die flachgefalteten Hände gegen die Erde und die Augen gen Himmel kehrte; auf

was verfallen Sie noch? Kann ein Mann von Vernunft an einem so abgeschmackten, armseligen Mährchen Vergnügen finden? —

Mowbray, ohne zu antworten, riß von den Büchern, die auf dem Tische lagen, eins nach dem andern zu sich, und laß: Von der Entstehung des Weltgebäudes; Betrachtungen über die Freuden des dritten Himmels; Egyptische — Hier sprang er auf, als ob ihm ein plötzliches Schrecken durch alle Glieder führe, und riß den armen unwilligen Fellow mit sich, der, was er noch nie gethan hätte, ihn fortwieß.

Wie? sagte Mowbray; Sie schelten mein Mährchen abgeschmackt, und sitzen da offenbar an einer Tafel, die niemand anders, als unser Genie kann gedeckt haben? Ists denn nicht lauter Luft- lauter Schaumgericht, was Sie da haben? Ists denn nicht lauter Zauber- und Gaukelwerk, wenn da ein Embryo,

mit seinen freylich schon vorhandnen, aber noch umwickelten Sinnen, die ganze Geschichte des Lebens ausspäht? oder wenn ein stolzer Geweyhter, dem deutliches Wissen ein Abscheu ist, mit keckem Fuß des Genies eine Hieroglyphe zerstampft, daß der süsse Kern aller Erkenntniß hervorspringt? oder wenn gar ein dritter, da mir den Schöpfer spielt —

Aber Blount saß stöckisch im Winkel, als ob kein Mowbray mehr bey ihm wäre, und laß Betrachtungen über den dritten Himmel. Es war die Stelle von der Wohllust der Seligen, wenn sie, hoch vom Sirius herab, die Organisation einer irdischen Milbe betrachten.

Gut, gut! sagte Mowbray; Sie wollen, seh ich, allein seyn, und ich will Sie dann lassen. Es schmeckt Ihnen, wie ich merke, vortreflich; aber! aber! — Er sah ihn nachdenklich an, und erhob einen warnenden Finger. — Nehmen Sie sich vor dem Hunger in Acht! Nehmen Sie sich vor der Auszehrung

in Acht! Der Unglaube, Freund, ist die Auszehrung der Seele: und der Wind, den Sie da in sich schlucken, nimmt in der Stunde der Verdauung auch das Vorhandene mit sich. Gewiß wären Sie nicht der erste, der aus einem begeisterten Schwärmer ein entschloßner Freygeist geworden.

Ende des zweyten Theils.

Bayerische Staatsbibliothek München

## Druckfehler.

S. 20, Z. 12. statt Weg ließ Werth.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Engel, Johann Jakob, 1741-1802 [Herausgeber]

Der Philosoph für die Welt

Bd.: 2

Leipzig 1777

Var. 682 v-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10136175-7
VD18 80001068-001